

**Schreiben,
begutachten,
veröffentlichen**

Praktiken
wissenschaftlichen
Publizierens

Malte Ebner von Eschenbach
Stephanie Freide
Stefan Rundel (Hrsg.)

**Schreiben, begutachten,
veröffentlichen**

Malte Ebner von Eschenbach,
Stephanie Freide &
Stefan Rundel (Hrsg.)



Beiträge zur
Erwachsenenbildung

Schreiben, begutachten, veröffentlichen

Praktiken wissenschaftlichen Publizierens

Sonderheft 2

Verlag Barbara Budrich
Opladen · Berlin · Toronto 2025

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.



© 2025 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de

Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO₂-kompensierte Produktion.
Mehr Informationen unter <https://budrich.de/nachhaltigkeit/> · Printed in Europe

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84743088>). Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-3088-9 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-3221-0 (PDF)
DOI 10.3224/84743088

Druck: Libri Plureos, Hamburg
Design: Svenja Schall

Wir bedanken uns für die finanzielle Unterstützung der Universität der Bundeswehr München für die open access Publikation. Ebenfalls bedanken wir uns für die finanzielle Unterstützung für Lektorat und Satz durch die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Inhalt

Editorial

Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung – Einführende Worte

Malte Ebner von Eschenbach,
Stephanie Freide &
Stefan Rundel

Symposium

Textproduktion, Begutach- tung, Veröffentlichung.

Ein Symposium zu Prak-
tiken wissenschaftlichen
Publizierens mit Felicitas
Heßelmann, Caspar Hirschi,
Martin Reinhart, Elisabeth
Schäfer und Nina Verheyen

Malte Ebner von Eschenbach,
Stephanie Freide &
Stefan Rundel

7

12

Statement zum Symposium

41

Für Maschinen schreiben

Martin Reinhart

Repliken zum Symposium

43

To publish, or not to publish.
Zugänge und Zugangshemmnisse
zum sozialwissenschaftlichen
Publizieren für Nachwuchs-
wissenschaftler*innen

Michelle Giez, Annabell Lamberth &
Cathrin Mund

61

**Zombie-Wissenschaft. Ein- und
Ausgrenzungen im Kampf um
akademische(s) Leben**

Simone Müller & Daniela Holzer

72

**Polyphonie vs. Homophonie – Über
eine erziehungswissenschaftliche
Publikationskultur im Wandel**

Tim Roor

87 **Open Peer Review – Wissens-
soziologische Reflexionen über
kollektive Erkenntnisprozesse
und erwachsenenbildungs-
wissenschaftliche Implikationen**

Tamara Diederichs

99 **Diskursive Ordnungsinstrumente.
Betrachtungen von Begutachtungs-
verfahren in erwachsenenbildungs-
wissenschaftlichen Zeitschriften**

Malte Ebner von Eschenbach,
Stephanie Freide & Stefan Rundel

Perspektive eines
Wissenschaftsverlags

**Der Wissenschaftsverlag
Barbara Budrich Verlag
zur Publikation wissen-
schaftlicher Texte. Ein
Interview mit der Verlags-
eigentümerin Barbara
Budrich und Alyssa Bock**

Barbara Budrich, Alyssa Bock,
Malte Ebner von Eschenbach,
Stephanie Freide & Stefan Rundel

116

126 **Angaben zu den Autor:innen**

Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung – Einführende Worte

Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide & Stefan Rundel

Eine große schwarze Tafel. Formeln und Rechnungen sind darauf zu erkennen, zwei Personen stehen davor. Eine der Personen beobachtet mit einem Stück Kreide in der Hand, wie die andere Person mit eben einem solchen Stück Kreide die auf der Tafel festgehaltenen Zeichen mit zwei Strichen durchkreuzt. „That’s it? That’s peer Review?“ scheint es der Person zu entfahren, die das Durchkreuzen ihrer Überlegungen an der Tafel konsterniert zu kommentieren scheint (s. Abb. 1).

Die Karikatur des amerikanischen Cartoonist Sidney Harris aus dem Jahr 1977 ist gewiss eine Zuspitzung und soll in erster Linie auf humoristische Weise darauf aufmerksam machen, welche Ausmaße ein Peer Review, also die kollegiale Begutachtung von niedergeschriebenen Gedanken, annehmen kann. Harris lässt den Betrachtenden den Blick auf die Variante einer fundamentalen Ablehnung richten. Statt kleinteiliger Korrekturen oder argumentierenden Kritikpunkten verfährt der Gutachtende hier radikal: Es bedarf keiner erklärenden Worte; keine Erläuterungen notwendig. Doch die Person, deren Überlegungen dem Kreidestrich zum Opfer fallen, ist stutzig: Das soll Peer Review sein? Mehr nicht?

Der konkrete Vollzug von Begutachtungsprozessen, ihre Effekte auf die Schreib- und Veröffentlichungspraxis von Wissenschaftler:innen sowie die Ausgestaltung der Machtverhältnisse, die darin eingeschrieben sind, sind einige der Aspekte, die uns zur Planung dieses Heftes veranlasst haben. Dabei fiel uns jedoch auf, dass sie zwar als zentraler Bestandteil der Veröffentlichungspraxis angesehen werden können, jedoch davor auch Prozesse des Schreibens und danach der Veröffentlichung, bei der Verlage eine zentrale Rolle einnehmen, bei der Frage nach wissenschaftlicher Erkenntnisgenerierung bedeutsam sind. Wir wollten auf Tuchfühlung mit dem vermeintlichen State of the Art wissenschaftlicher Publikationstätigkeit gehen und dessen selbstverständliche Praxis kritisch befragen.

Von der Wissensproduktion und Erkenntnisgenerierung bis zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten wirken verschiedene machtvollen Selektionsmechanismen, wie Harris’ Zeichnung in Bezug auf Peer Review bereits andeutet. Dieser Gedanke lässt sich aber weiter schärfen: So unterliegt schon die Formulierung einer Idee bestimmten Bedingungen und die Evaluation eingereicherter Manuskripte bei Zeitschriften und Verlagen geht längst nicht mehr nur mit der Begutachtung und Beurteilung der

darin dargestellten Erkenntnisse einher, sondern auch mit der Be-/Wertung der Autor:innen. Im Horizont wissenschaftlichen Schreibens und Publizierens erhält vor allem das Begutachtungsverfahren von Manuskripten eine Schlüsselstellung. Dem britischen Oberhaus („House of Peers“) namentlich entstammend ist das Peer-Review-Verfahren längst zum Herzstück der Wissenschaft avanciert, sei es in den Natur-, Sozial-, Kultur- oder Geisteswissenschaften. Allenthalben konfiguriert das Review, welche Beiträge den Weg zur Veröffentlichung passieren und welchen dies verwehrt bleibt. Wie Stefan Hirschauer in seinem Beitrag „Urteilen unter Beobachtung“ (Hirschauer 2019) einordnete, hat es – erstens – Effekte auf die Form und Gestaltung eines Textes und – zweitens – Einfluss auf den Inhalt und die Veröffentlichung derartigen Schrifttums. Dass die Verfahren der Begutachtung einen erheblichen Bedeutungszuwachs erfahren haben, können wir nicht nur – die einen mehr, die anderen weniger – an der eigenen Außendarstellung unserer Publikationslisten erkennen, wo Hinweise auf Texte mit Review, Peer-Review, Blind-Review, Double-Blind-Peer Review usw., also auf die veralltäglichten Preisverleihungen in der Scientific Community, längst zum gängigen Marker der eigenen Veröffentlichungspraxis geworden sind. Je nach disziplinärer Zugehörigkeit sind es dann zumeist die „Double-Blind-Peer Review-Texte“, die den Goldstandard darstellen in Berufungsverfahren.

Was *rechtfertigt* nun unsere professionellen Erwartungen an Review-Verfahren? Und: Was *sichert* diese Erwartungen, dass wissenschaftliche Texte tatsächlich verbessert, die besten ausgewählt und die richtigen Autor:innen gewürdigt werden?

Einerseits bilden Peer Review-Verfahren, unabhängig davon wie vielschichtig sie aufgebaut und strukturiert sind, den komplexen Fall eines arbeitsteiligen und mehrinstanzlichen Verfahrens der Urteilsbildung. Sie tragen (vermeintlich) zur Qualitätssicherung und Optimierung von Kommunikationsangeboten bei, sollen sich in ihrer Selektionsfunktion in den Dienst der Lesenden stellen, in dem sie als Evaluationsverfahren eine Orientierung zur Lektürewürdigkeit im Horizont massenhafter Kommunikationsangebote offerieren und damit auch Leseaufmerksamkeit auf bestimmte Foren lenken (zur Bedeutung der Ausweitung der Publika, s. in diesem Band Reinhart 2025). Zugleich ermöglichen Peer Review-Verfahren kontrollierte, also gesteuerte, Zuteilung und Versagung von Reputation. Dass diese „Leistung“ nicht ungebrochen geteilt wird, ist ebenso zu vernehmen (zum Leistungsbegriff, s. Verheyen 2018). *Andererseits* wird der arbeitsteiligen „professionelle[n] performative[n] Publizität unterhalb der Publikationsschwelle“ (Hirschauer 2019, 277), wie Hirschauer das Peer Review-Verfahren erfasst, doch auch mit Skepsis begegnet und nicht wenig ein Scheitern attestiert: Die Zuverlässigkeit derartiger Verfahren in puncto fairer, ausgewogener, sorgfältiger und neutraler Gutachter:innentätigkeit sei in etwa so hoch wie bei einem Würfelspiel; die Idee einer „Bestenauswahl“ sei bereits eine wissenschaftliche Fiktion; die Agency von Texten werde unterschätzt (Versprechen der Texte, Belehrungscharakter, Rederechte einfordern, Gehör einfordern, Antipathien wecken usw.) oder der Wissensbegriff, der bei solchen Prüfungen Anwendung finde, sei dem diskursiven Charakter ergebnisoffener Wissensprozesse nicht hinreichend gewachsen (Nicolae, Endreß, Baerli & Bischuret 2019).

In diesem aufgespannten Horizont wollen wir den vielschichtigen Praktiken wissenschaftlichen Publizierens vom Schreibprozess über die bereits angesprochenen Begutachtungsverfahren bis hin zur Veröffentlichungspraxis mit diesem Heft nachgehen. Dabei werden einzelne Aspekte vertieft, andere angespielt und wieder andere sichtbar gemacht. Für diese Publikation sind wir so vorgegangen, dass wir einen Haupttext zur Verfügung stellten, der den Einsatzpunkt für Repliken markiert. Die Repliken ihrerseits beziehen sich somit auf den Impuls des Haupttexts und entspinnen von dort ihre Argumentation. Daraus ergab sich für den Aufbau des Hefts folgende Anordnung:

Den Auftakt für unsere Unternehmung bildet nun gerade kein geschriebener Text, sondern vielmehr das Transkript eines Symposiums, das wir am 13. März 2023 digital veranstaltet haben. Das Symposium wurde mit dem Titel *„Textproduktion, Begutachtung Veröffentlichung – ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“* organisiert und verfolgte das Ziel, über das mündliche Gespräch eine möglichst breite Diskussion zu den unterschiedlichen Aspekten wissenschaftlichen Publizierens zu evozieren. Die zweistündige Zusammenkunft mit den Diskutant:innen Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen wurde von uns – Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide und Stefan Rundel – moderiert und als Beitragstext aufbereitet.

Zusätzlich haben wir den Diskutant:innen die Möglichkeit eingeräumt, Statements zum Symposium im Nachgang anzufertigen. Martin Reinhart hat mit seinem Statement *„Für Maschinen schreiben“* von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht und dabei den Aspekt der

Publika, für die geschrieben wird, vertiefend betont. Er problematisiert, dass sich Textproduktion zunehmend weniger an fachlichen Qualitätsvorstellungen orientiert und sich fächerübergreifende Qualitätsstandards etablieren, die, entgegen der empirischen Wissenschaftsforschung, fachkulturelle Unterschiede negieren.

Die an den Text des Symposiums anschließenden Repliken beziehen sich auf verschiedene Aspekte, die dadurch vertieft, differenziert und weiter ausgebaut werden. Den Auftakt macht der Beitrag von Michelle Giez, Annabell Lamberth und Cathrin Mund mit dem Titel *„To publish, or not to publish. Zugänge und Zugangshemmnisse zum sozialwissenschaftlichen Publizieren für Nachwuchswissenschaftler*innen“*. Die Autorinnen sind Teil der Redaktion des soziologiemagazin e.V. und knüpfen an Felicitas Heßelmanns Schlussstatement im Symposium an mit dem Ziel, die Aufmerksamkeit auf die Zugangshemmnisse zum Publizieren im sozialwissenschaftlichen Feld zu richten. Die im Beitrag angestellten Überlegungen, wie Barrieren verringert werden könnten, werden unter Rückgriff auf Pierre Bourdieus Feldtheorie erwogen und vor allem für die Gruppe der sogenannten Nachwuchswissenschaftler:innen diskutiert.

Simone Müller und Daniela Holzer thematisieren in ihrem Beitrag *„Zombie-Wissenschaft. Ein- und Ausgrenzungen im Kampf um akademische(s) Leben“* wissenschaftliche Qualität als ein mythisches Narrativ, das weitreichende selektierende Wirkungen auf wissenschaftliche Positionierungen zeitigt. Dabei machen sie aus einer kritisch-theoretischen Perspektive zunächst sichtbar, worin

eben jene produktive Wirkmächtigkeit der Qualitätskategorie liegt, und schlagen daraufhin vor, gemeinsam nach alternativen Formen für eine Wissenschaftspraxis zu suchen, die sich solidarischen und herrschaftsfreien Grundfesten verschreibt.

Tim Roor bezieht sich in seinem Beitrag *„Polyphonie vs. Homophonie – Über eine erziehungswissenschaftliche Publikationskultur im Wandel“* auf die Dynamik des erziehungswissenschaftlichen Publikationswesens. Aus einer systemtheoretischen Perspektive zeigt er die Problematiken einer zunehmenden Ökonomisierung der Wissenschaft auf und stellt eine Veränderung des Publikationswesens hin zu Fachzeitschriften fest. Damit einhergehend problematisiert er die steigende Macht kommerzieller Verlage.

Als mögliche Alternative zu traditionellen Peer Review-Verfahren diskutiert Tamara Diederichs in ihrem Beitrag *„Open Peer Review – Wissenssoziologische Reflexionen über kollektive Erkenntnisprozesse und erwachsenenbildungswissenschaftliche Implikationen“*, welche Optionen offene (Be)Wertungsverfahren bieten. Insbesondere in Richtung der Erwachsenenbildungswissenschaft, die eng mit ihrem Handlungsfeld verbunden ist, fragt die Autorin danach, wer denn die „eigentlich die Peers“ seien. Die damit verbundene Anregung zielt auf Fragen der Zugehörigkeit und Zuteilung von Entscheidungsmacht, was für Peer Reviews in Handlungswissenschaften bedeutsam ist.

Im Beitrag *„Diskursive Ordnungsinstrumente. Betrachtungen von Begutachtungsverfahren in erwachsenenbildungswissenschaftlichen Zeitschriften“* analysieren Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide und Stefan Rundel Zeitschriften der Erwachsenen-

bildung in Bezug auf ihre Begutachtungsverfahren. Sie argumentieren, dass diese Auswirkungen auf die Ordnung des wissenschaftlichen Feldes haben und kommen in ihrer Analyse zu dem Schluss, dass Begutachtungsverfahren vor allem durch die Redaktionen strukturiert sind.

Zum Abschluss nimmt das Heft die Perspektive eines Verlages mit auf. In einem – *Der Wissenschaftsverlag »Barbara Budrich Verlag« zur Publikation wissenschaftlicher Texte* – mit der Verlagsseigentümerin Barbara Budrich und Alyssa Bock wird auf verlagsseitige Prozesse der Publikation wissenschaftlicher Texte eingegangen.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen der Texte!

Literatur

- Hirschauer, Stefan (2019). Urteilen unter Beobachtung. Performative Publizität im Peer Review. In Stefan Nicolae; Martin Endreß; Oliver Baerli & Daniel Bischur (Hrsg.). (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Soziologie des Wertens und Bewertens. Wiesbaden: Springer VS, 275–298.
- Nicolae, Stefan; Endreß, Martin; Berli, Oliver & Bischur, Daniel (Hrsg.) (2019). (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Reinhart, Martin (2025). Für Maschinen schreiben. In Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide & Stefan Rundel (Hrsg.). Schreiben, begutachten, veröffentlichen. Praktiken wissenschaftlichen Publizierens. Opladen: Barbara Budrich, 41–42.

Textproduktion Begutachtung Veröffentlichung

Ein Symposium zu Praktiken
wissenschaftlichen Publizierens

13.03.2023
18:00 – 20:00 Uhr
Online

Diskutant*innen

Felicitas Heßelmann
Humboldt-Universität zu Berlin

Caspar Hirschi
Universität St. Gallen

Martin Reinhart
Humboldt-Universität zu Berlin

Elisabeth Schäfer
Universität Wien

Nina Verheyen
Freie Universität Berlin

Von der Wissensproduktion und Erkenntnisgenerierung bis zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten wirken verschiedene machtvollere Selektionsmechanismen. So unterliegt schon die Formulierung einer Idee bestimmten Bedingungen und die Begutachtung eingereichter Manuskripte geht längst nicht mehr nur mit der Begutachtung und Beurteilung der darin dargestellten Erkenntnisse einher, sondern auch mit der Be-/Wertung der Wissenschaftler*innen. Das Zählen von Publikationen und Zitationen entlang hierarchisierter Publikationsformate und spezifischer -medien sind hierbei die sichtbarsten Marker. Im Symposium soll die (sich verändernde) Logik wissenschaftlichen Publizierens herausgearbeitet und diskutiert werden, inwiefern sich entlang wissenschaftspublizistischer Veränderungen erkenntnispolitische Weichen stellen.

Debatte

Moderator*innen
Malte Ebner von Eschenbach
(Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg), Stephanie Freide
(Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg) & Stefan Rundel
(Otto-von-Guericke Universität
Magdeburg)

Das Symposium findet statt mit Unterstützung des Redaktionskollektivs der Zeitschrift *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung*. Weitere Informationen zum Symposium sowie zur Zeitschrift *Debatte* finden Sie [hier](#).

Abb. 1: Ankündigungsplakat für das Symposium „Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“ (2023)

Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung.

Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen

Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide & Stefan Rundel

Vorbemerkungen

Die durchaus kopfschmerzträchtigen Zusammenkünfte bei Symposien im alten Griechenland gingen wohl nicht nur auf das Konto des Wein-, sondern wohl auch auf das des Wortgebrauchs (Schäfer 1997). Je nachdem, in welcher Weise sich berauscht wurde (oder werden musste) erfüllte das Symposium dennoch den Zweck des gemeinsamen Austauschs, des zuhörenden Schweigens und Redens bis in die Gegenwart. Den Grundzug des Gedankenaustausches haben wir im Rahmen unseres Symposiums, gewissermaßen das Urbild der philosophischen Party, aufgenommen, das wir am 13. März 2023 mit dem Thema „Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“ in digitaler Präsenz veranstalteten.

Der folgende Text ist das Resultat des Symposiums. Dabei wurde das für eine Party

konstitutive Durcheinanderreden sowohl durch die spezifischen Bedingungen der digitalen Zusammenkunft als auch durch die strukturgebende Rahmung von uns drei Moderator:innen im Zaum gehalten. Gleichwohl erspürt die:der Leser:in vielleicht die kommunikative Lust am interdisziplinären Austausch, die sich aus den verschiedenen Expertisen und Haltungen der eingeladenen Gäste ergab, die wir zunächst einführend vorstellen wollen, um dann in das „Symposiumsgerede“ einzusteigen.

Felicitas Heßelmann beschäftigt sich mit Prozessen wissenschaftlichen Bewertens aus einer soziologischen Perspektive. Sie interessiert sich dafür, wie Bewertungsverfahren ablaufen und gestaltet sind, wie sie legitimiert werden und welche Rolle Transparenz hierbei spielt, aber auch dafür, welche Vorstellungen guter wissenschaftlicher Praxis solche



**Felicitas
Heßelmann**

Humboldt-
Universität zu Berlin

Ausgewählte Publikationen

- Heßelmann, Felicitas, Schendzielorz, Cornelia & Krüger, Anne K. (2021). Sichtbarkeitskonstellationen im Journal Peer Review – Konsequenzen von In/Transparenz in wissenschaftlichen Bewertungsverfahren. In Oliver Berli; Stefan Nicolae & Hilmar Schäfer (Hrsg.). Bewertungskulturen. Wiesbaden: Springer VS, 71–92.
- Heßelmann, Felicitas & Hartstein, Judith (2024). Creating Interpretative Spaces in and with Digital Infrastructures: How Editors Select Reviewers at a Biomedical Publisher. In Science, Technology, & Human Values, 50 (1), 12–39.



**Martin
Reinhart**

Humboldt-
Universität zu Berlin

Ausgewählte Publikationen

- Krüger, Anne K. & Reinhart, Martin (2016). Wert, Werte und (Be)Wertungen. Eine erste begriffs- und prozesstheoretische Sondierung der aktuellen Soziologie der Bewertung. In Berliner Journal für Soziologie, 26 (3-4), 485–500.
- Reinhart, Martin, Krüger, Anne K., & Heßelmann, Felicitas (2019). Nach der Bewertung ist vor der Bewertung – Sichtbarkeit und Emotionalität als verbindende Elemente von Bewertungsprozessen. In Stefan Nicolae; Martin Endreß; Oliver Berli & Daniel Bischur (Hrsg.). (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit. Wiesbaden: Springer VS, 125–146.



**Caspar
Hirschi**

Universität
St. Gallen

Ausgewählte Publikationen

- Hirschi, Caspar & Spoerhase Carlos (2015). Bleiwüste und Bilderflut. Geschichten über das geisteswissenschaftliche Buch. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Hirschi, Caspar (2018). Wie die Peer Review die Wissenschaft diszipliniert. In Merkur, 72 (832), 5–19.



**Elisabeth
Schäfer**

Sigmund Freud
PrivatUniversität

Ausgewählte Publikationen

- Schäfer, Elisabeth (2020). Writing as artistic research. Ruth Mateus-Berr & Richard Jochum (Hrsg.). Teaching Artistic Research. Conversations Across Cultures. Berlin: De Gruyter, 60–70.
- Schäfer, Elisabeth & Hutfless, Esther (2016). Writers are dogs. Schreiben, Denken, Tier-Werden. In Sublin/mes. Philosophieren von unten. A queer reviewed journal, 6, 27–33.



**Nina
Verheyen**

Freie Universität
Berlin

Ausgewählte Publikationen

- Verheyen, Nina (2018). Die Erfindung der Leistung. München: Hanser.
- Verheyen, Nina (2010). Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ in Westdeutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Verfahren leiten und wie mit diesbezüglichen Abweichungen umgegangen wird.

Caspar Hirschi interessiert sich in seiner Forschung unter anderem für die Rolle des geisteswissenschaftlichen Buches. Im Gegensatz zu einer These vom Ende des Buches durch Digitalisierung geht er vielmehr von veränderten Publikationspraktiken aus. Eine besondere Rolle spielen dabei die Verlage, die als „Autoritätsgaranten“ dem Buch einen Wert verleihen.

Martin Reinhart betrachtet Bewertungsprozesse in der Wissenschaft, beispielsweise beim Peer Review-Verfahren oder in Bezug auf Journal Impacts. Er unterscheidet zwischen Wertzuschreibung, die auf ein bestimmtes Objekt bezogen ist und bei der Emotionen eine Rolle spielen, und Wertabwägung bzw. Bewertung, die erst im Vergleich vorgenommen werden.

Elisabeth Schäfer beschäftigt sich mit der Praxis wissenschaftlichen Schreibens aus einer philosophischen Perspektive. In ihren Arbeiten dekonstruiert sie diesbezüglich hegemoniale Vorstellungen und bietet in Inhalt und Form ihrer eigenen Texte Alternativen zum gängigen Konformismus wissenschaftlichen Schreibens an. Dabei betont sie die Performativität und körperliche Materialität des Schreibens und setzt sich für eine Vielfalt von Schreibstilen ein.

Nina Verheyen hat sich ausführlich mit der Geschichte des ‚Leistungsbegriffs‘ auseinan-

dergesetzt. In ihrer Untersuchung *Die Erfindung der Leistung* analysiert sie, welche Vorstellungen und Verständnisse von Leistung sozial hervorgebracht, akzeptiert, eingefordert und normalisiert werden. Damit regt sie zum Nachdenken darüber an, wessen ‚Leistung‘ und welche ‚Leistung‘ bzw. welche Leistungsverständnisse bei Textproduktion, Begutachtung und Veröffentlichung implizit oder explizit aufgerufen oder abberufen sind.

Symposium: „Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“

Stephanie Freide: Bevor wir gleich in die drei genannten Blöcke *Textproduktion, Begutachtung und Veröffentlichung* einsteigen, möchten wir Sie, liebe Diskutant:innen, gern zunächst zu einem übergeordneten kurzen Statement einladen. In unserer Vorbereitung auf das Symposium sind wir auf eine Interviewreihe des Sozialwissenschaftlichen Nachrichtenportals Soziopolis¹ gestoßen, das in den Jahren 2020 bis 2022 Wissenschaftler:innen aus verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen zu ihrem Schreiben befragt hat. Dabei ging es um praktische Herausforderungen und Routinen beim Schreiben wissenschaftlicher Texte, um disziplinäre Konventionen und Regeln und immer wieder auch um Publikationsstrategien und die Frage, welche Möglichkeiten das jeweilige wissenschaftliche Feld bietet, um wissenschaftliche Erkenntnisse zur Darstellung zu bringen. In dem Zusammenhang beklagt der Soziologe Ulrich Bröckling, dass „die

¹ <https://www.sozio.polis.de>



Abb. 2: Diskutant*innen und Moderator*innen in Zoom
 üblicher Darstellung beim Symposium am 13.03.2023
 (Stilisierung von Svenja Schall).

akademische Ausbildung und der Publikationsbetrieb die Polyfonie unterschiedlicher Register“ (Bröckling & Liebhart 2020, 7) wissenschaftlichen Schreibens viel zu wenig fördern würde. Wie sehen Sie das? Können Sie mit Bezug auf Ihren jeweiligen akademischen Alltag und/oder Ihre Forschung zum Thema wissenschaftlichen Publizierens an die Beobachtung von Ulrich Bröckling anschließen, dass die Vielfalt wissenschaftlicher Schreibweisen vom akademischen Feld nicht befördert wird?

Felicitas Heßelmann: Ich halte das für ein unheimlich interessantes Zitat, wobei ich diese Beobachtung Ulrich Bröcklings so nicht teilen kann. Ich würde nicht davon ausgehen, dass wir so was wie eine Standardisierung oder eine Gleichförmigkeit des wissenschaftlichen Publizierens beobachten können. Zunächst muss man erstens natürlich sagen, dass es insgesamt sehr starke disziplinäre Differenzen im wissenschaftlichen Publikationswesen gibt und dieses Zitat und auch dieses Symposium aus einem sozial- bzw. geisteswissenschaftlichen Kontext stammt und da ist eine gewisse innere Homogenität zu beobachten. Aber dieser Kontext unterscheidet sich fundamental von den Publikationsweisen zum Beispiel in den Lebenswissenschaften oder in den Naturwissenschaften, wo es was ganz anderes bedeutet, überhaupt zu schreiben, zu publizieren, wo die Mechanismen ganz andere sind, das Feld ganz anders aufgestellt ist. Ich würde sagen, dass man für die Wissenschaft insgesamt nicht davon sprechen kann, dass es das wissenschaftliche Schreiben als eine einheitliche Praxis gibt. Und ich würde auch sagen, dass man tatsächlich eine, neben dieser

Diversität, sehr hohe Dynamik im Bereich des wissenschaftlichen Publikationswesens beobachten kann. Ich habe viel zu Akteur:innen im Publikationswesen in den Lebenswissenschaften geforscht, beispielsweise zu Journals und großen Publishern, und dort ist zu beobachten, dass die einen sehr hohen Innovationsdruck haben und, dass die sehr daran interessiert sind, die ganze Zeit neue Publikationskanäle, neue Formate, neue Begutachtungsverfahren zu entwickeln. Dass das ein sehr umkämpftes Feld ist und es zweitens immer sehr viel Kritik gibt, wie zum Beispiel begutachtet wird oder was für Publikationsformen möglich sind, erzeugt auch eine Dynamik von Publikationsweisen. Das wäre die zweite Schneise, wo ich eine Differenz beobachten würde. Und der dritte Punkt wäre, und das würde ich tatsächlich eigentlich gar nicht positiv bewerten, dass es eine starke Ausweitung der Publika gibt, die Wissenschaftler:innen durch Publikationen ansprechen sollen. Es reicht eben nicht mehr aus, irgendwie eine Monografie zu publizieren, sondern daneben müssen jetzt auch einzelne Peer Reviewed-Paper erscheinen. Gleichzeitig muss man aber auch auf Twitter kommunizieren und muss irgendwie in den etablierten Publikumsmedien und auf Wissenschaftsblogs vertreten sein, man braucht einen YouTube-Channel, soll Zuarbeit leisten für politische Stellungnahmen usw. Das sind alles sehr unterschiedliche Genres und sehr unterschiedliche Kommunikationsweisen, die mehr und mehr als Anforderungen an das, was wissenschaftliches Publizieren alles sein soll, herangetragen werden. Wenn man das positiv sehen will, würde ich schon sagen, dass die Polyphonie und die Diversität der wissenschaftlichen Schreibweisen

erhöht wird. Aber man kann es natürlich auch negativ sehen, da immer mehr Anforderungen angehäuft werden, die von einzelnen Wissenschaftler:innen bewältigt werden müssen.

Caspar Hirschi: Ich würde Ihre Darlegung ein bisschen differenzieren: Ich bin völlig einverstanden, dass wir eine solche Vielfalt an Wissenschaftskulturen haben, in der die Töne und die Stile sich massiv voneinander unterscheiden, je nachdem in welche Fachgebiete man hineinschaut, und dass die auch die ganze Publikationslandschaft beeinflussen. Ich bin selber Historiker und gehöre zu einem Fachgebiet, das sich in einer (wahrscheinlich) sehr konservativen Publikationskultur eine Vielfalt an Publikationsformen, -tönen usw. bewahrt hat. Da spüre ich kein starkes Korsett. Es gibt Einschränkungen und es gibt Trends, die meine Disziplin stark betreffen. Aber ich würde das Argument von Felicitas Heßelmann doch etwas einschränken. Ich würde sagen, in jenen Disziplinen, die sich sehr stark auch an quantitativen Leistungskriterien orientieren, habt es eine Polyphonie, wenn ich den Begriff gebrauchen darf, in publizistischer Hinsicht schwer. Vergleiche ich die Geschichtsschreibung mit der Ökonomie und diese wiederum mit Disziplinen wie Physik usw., dann ist eine ganz andere Form der Uniformisierung in diesen Disziplinen im Gange. Und das führt da so weit, dass es einen Code gibt, was gute Forschung ist und, dass man zum Schluss eigentlich gar nicht mehr lesen muss, wie Texte geschrieben werden, was Einleitung, Hauptteil, Schluss ist usw. Das ist im Vergleich derart klar vorgegeben – gerade für junge Forschende – als das in anderen Fachgebieten der Fall ist. Da würde ich ganz klar unterscheiden, je nachdem.

Nina Verheyen: Das von Caspar Hirschi Gesagte möchte ich unterstützen und um die Frage der Lehre erweitern. Wenn wir uns anschauen, wie wir Studierenden das Schreiben beibringen, ist auffällig, dass in Deutschland in den Geisteswissenschaften, auch in der Geschichtswissenschaft in der ich mich bewege, doch relativ klare Vorstellungen existieren, wie etwa eine Hausarbeit auszusehen hat – und dass diese nicht essayistisch angelegt sein soll. Essayistische Formen vermittele ich daher notgedrungen weniger und das ist schon eine Einschränkung. In den USA ist der Essay als Prüfungsleistung selbstverständlich, Creative Writing wird schon an der Schule gelernt. Die deutsche Hausarbeit ist dort unbekannt, hier ist sie der Standard. Ich will nicht sagen, dass sie schlechter ist. Ich schätze die deutsche Hausarbeit sehr, aber es wäre positiv beides systematisch zu vermitteln. Denn ich glaube – und so verstehe ich auch Ulrich Bröckling –, dass es erkenntnisfördernd ist über ein breites Register zu verfügen und verschiedene Genres zu nutzen. Man kann Ulrich Bröcklings Zitat auch als Plädoyer verstehen ein möglichst breites Register zu erlauben. Das möchte ich unterstützen und hinzufügen, dass dies die Lehre ebenso wie auch die Forschung betrifft. Gleichzeitig gibt es Unterschiede zwischen den Disziplinen. Ich schätze mein eigenes Fach sehr für die relativ große sprachlich-stilistische Vielfalt, die sie immer erlaubt hat und auch weiterhin erlaubt.

Elisabeth Schäfer: Ich habe das sehr interessant gefunden, dass Sie, Felicitas Heßelmann, auf diese durchaus ambivalent bzw. von Ihnen als ambivalent eingeschätzte Situation hingewiesen haben, dass doch sehr viele Ansprüche oder Leistungsanforderungen an

die unterschiedlichen Textformate an Wissenschaftler:innen heutzutage herangetragen werden. Ich rätsele ja noch immer, warum ich heute Abend hier eingeladen bin. Ich glaube, auf der einen Seite könnte es sein, weil ich mich mit meiner Arbeit aus einer queer-feministischen Perspektive mit Autorinnen wie Hélène Cixous auseinandergesetzt habe. Das sind Stimmen, die gesagt haben, dass man einen patriarchalen Diskurs, einen hegemonialen Diskurs, einen Machtdiskurs, wie immer Sie das jetzt nennen wollen, um es in einem sehr bekannten feministischen Zitat zu fassen, sozusagen nicht zum Einsturz bringt mit den Mitteln dieses Diskurses – also, dass man das Haus des Herrn nicht einreißt mit dem Werkzeug des Herrn –, sondern dass man eine andere Sprache, andere Stilmittel an dieser Stelle gegebenenfalls auch in Anspruch bringen muss. Das ist etwas, womit ich mich auseinandergesetzt habe. Ich glaube, es könnte sein, dass ich aus diesem Grund heute Abend hier bin. Eine andere Vermutung von mir ist, dass ich mir vor einigen Jahren erlaubt habe, kritisch dem Peer Review-Verfahren gegenüber zu sein. Und ich würde das vielleicht auch jetzt gern zum Ausgang nehmen auf etwas hinzuweisen, nämlich dass ich schon denke, dass wir sehr viele Stile und verschiedene Textformate in den einzelnen Disziplinen haben. Meine Kritik an bestimmten Peer Review-Verfahren war und ist es auch nach wie vor, dass wenn wir in der Wissenschaft an einen Punkt kommen, wo es um Forschungsförderung geht, wo es um das ökonomische Überleben von Forscher:innen, auch von Nachwuchsforscher:innen geht – wenn ich diese Ebene einbringen darf –, dass da sehr oft Stilvielfalt nicht unbedingt im

Vordergrund steht. Die Fähigkeit dieser Stilvielfalt zu genügen oder in diesen verschiedenen Stilen auch mitarbeiten, mitschreiben, mitsprechen zu können, ist nicht unbedingt immer ein Garant für die Genehmigung eines Forschungspools, sondern die Anzahl der Peer Reviews und der Double-Blind-Peer Reviews. Diese tragen wiederum zur Förderung von Wissenschaftler:innen bei, die sich dann, auch einfach aus zeitökonomischen Gründen, auf diese Formate konzentrieren müssen, um weiter in ihrer Forschung arbeiten zu können. Und aus diesem Grund würde ich dem Eingangszitat Ulrich Bröcklings schon zustimmen, dass an diesem Punkt die Polyphonie leidet. Ich möchte dazu sagen, dass ich keine radikale Verfechterin bin, das Peer Review zu verweigern. Ich schreibe selbst Peer Review-Artikel und bringe die auch unter. Und eben gerade im Sinne einer Polyphonie finde ich es spannend, mich in diese Prozesse selbst als Autorin hineinzubegeben.

Martin Reinhart: Aufgrund der einleitenden Statements meiner Mitdiskutant:innen auf dem digitalen Podium stelle ich fest, dass wir, glaube ich, sehr viele Diskussionspunkte haben, wo wir sehr gut aneinander anschließen können. Es ist natürlich naheliegend, da ich wie Felicitas Heßelmann auch aus der Wissenschaftsforschung komme, eine Außenperspektive einzunehmen, die insbesondere die Fächer und die Fachkulturen miteinander vergleicht. Es ist sehr auffällig, dass den Teil, den wir uns für heute Abend ausgesucht haben, also vor allem das Produzieren und Veröffentlichen von Texten, in sehr unterschiedliche Kulturen eingebettet ist. Mit diesem Ausschnitt werden bestimmte Dinge nicht berücksichtigt, wie

beispielsweise die vorgelagerte Erkenntnisproduktion, was beispielsweise für die naturwissenschaftlichen Fächer sehr wichtig ist. Wenn man die Vorstellung hat, dass das Schreiben und das Veröffentlichen nicht zwingend Bestandteil des eigentlichen Erkenntnisprozesses sind, sondern etwas Nachgelagertes, was nur noch eine Informations- oder Mitteilungsfunktion hat, dann rückt diese Thematik in eine andere Problematik rein, als wir das bei geisteswissenschaftlich geprägten Fächern haben, wo das Schreiben und das Lesen insbesondere auch essenzielle Bestandteile des Erkenntnisprozesses sein wollen. Und das wiederum wirft die für mich zentrale Frage in Bezug auf das Zitat von Ulrich Bröckling auf: Polyphonie, wofür denn und für welche Zwecke? Macht es Sinn für eine vielfältige Publikations- und Lesenskultur zu stimmen in einem Fach, was das Schreiben und Lesen vor allem als Informationsübertragung begreift? Dort vermutlich eher nicht – im Gegensatz zu Fächern, in denen es auch um eine Erkenntnisproduktion geht. In diesen Bereichen ist naheliegender Weise der Fall, dass man das gut finden will und gut finden muss. Was mir aber als Wissenschaftsforscher bei dieser Art von Statements sofort auffällt, ist, dass diese in dem Maße normativ sind, als dass sie fachpolitisch sind. Es sind Behauptungen, dass etwas im Fach wichtig ist, um eine bestimmte Definitionsmacht innerhalb des Fachs zu reklamieren. Um es ganz einfach zu sagen: Ulrich Bröckling würde das nicht sagen, wenn er nicht das Gefühl hätte, er wäre ein vielfältiger und guter Schreiber oder dass das gute Soziologie ausmacht. Er hat Kolleg:innen, die das so nicht teilen und vermutlich etwas anderes fordern würden. Wie veröffentlicht

wird, wie geschrieben wird, wie begutachtet wird, ist von Positionskämpfen innerhalb von Fächern geprägt. In dem Zusammenhang ist aus der Außenperspektive der Wissenschaftsforschung sehr auffällig, dass die Mehrheit der Diskurse in den Fächern Defizitdiskurse sind. Es wird beklagt, dass Dinge nicht funktionieren, dass Dinge schlecht sind, dass Dinge verbessert werden müssen, wobei Peer Reviews ein Paradebeispiel sind, an dem permanent festgemacht wird, was alles nicht funktioniert. Was den Fächern selbst aber meistens fehlt ist eine Diskussion, wofür diese Dinge denn eigentlich positiv sind, was sie leisten, was sie leisten sollen und was man vielleicht nicht verlieren möchte. Daran sieht man, weshalb es sich häufig um Positionskämpfe handelt, weil über diese negativen Bezugnahmen, über diese Krisendiagnosen, über diese Defizitdiagnosen sich sehr viel einfacher Positionen und vor allem auch Gegenpositionen beziehen lassen. Das ist der Punkt, den ich hier am Anfang noch einmal deutlich machen kann: Man kann sich immer die Frage stellen, wer spricht und in welchem Fach. Und am Ende des Tages vielleicht auch, welche Position es zu markieren und vielleicht auch durchzusetzen gelte.

Stephanie Freide: Elisabeth Schäfer, ich würde Sie nach dieser Eingangsrunde vor dem Hintergrund des Themenbausteins *Textproduktion* gerne direkt adressieren. Sie forschen u.a. zur Wirkmächtigkeit von Texten, also sowohl zu deren Machtdurchzogenheit als auch deren Hervorbringung von Macht, und sie betonen die körperliche Involviertheit von Schreibenden bei der Textproduktion. Sie haben dies bereits mit Hélène Cixous und der *Écriture féminine* angedeutet sowie mit

dem Konzept „Writing as Artistic Research“ (Schäfer 2020). Können Sie uns zu diesen beiden Konzepten vielleicht ein wenig erzählen?

Elisabeth Schäfer: Das Lustige ist, dass der Text „Writing as Artistic Research“ (ebd.) einer ist, aufgrund dessen ich sehr oft zu Konferenzen eingeladen werde und es sich um einen Peer Review Artikel handelt. Aus meiner Sicht ist das auch das Schöne, dass ein Format, das ich kritisiere, mit dem ich ein bisschen ringe, auf das ich mich aber auch in dieser ringenden und kritischen Weise einlasse, eines ist, was wiederum weitere Diskussionen nach sich ziehen kann. Dass ich mich mit *Writing as Artistic Research*, also künstlerischer Forschung, auseinandersetze ist richtig. Ich bewege mich in meiner philosophischen Auseinandersetzung sehr stark in diesem Grenzgebiet von Philosophie und Kunst und damit auch in diesem Gebiet zwischen Philosophie und Literatur. Und da kommen die bereits angesprochenen Formate des Essayistischen, die im amerikanischen Raum beispielsweise viel stärker an den Universitäten verankert sind, ins Spiel. Künstlerische Forschung ist in sich selbst ein schwieriger Diskurs. Ich möchte zunächst vielleicht ein bisschen was zu ihrer Institutionalisierungsgeschichte sagen. Künstlerische Forschung ist in dem Moment entstanden, in dem an Kunstuniversitäten das künstlerische PhD eingeführt wurde. Das heißt, wenn Künstler:innen einen PhD erwerben können, brauchen wir Kriterien, nach denen wir messen können, inwieweit diese Arbeit etwas Gleichwertiges wie ein anderes PhD in anderen Fachbereichen ist. Es ist sicherlich auf einer inhaltlichen Ebene, die mir auch wichtiger

ist, ein Bereich, wo die Frage formuliert wird: Forschen nicht auch die Künste? Oder denken nicht auch die Künste, wenn sie in ihren und mit ihren unterschiedlichen Materialien und in ihren unterschiedlichen Traditionen arbeiten? Wirft nicht das Gedicht, die Skulptur oder die Performance auch eine Frage auf, die sie übersetzt, in- oder hineinsetzt in das Medium, das sie ist? Wie gehen wir damit um, wenn wir davon ausgehen, dass auch die Künste forschen? Was den zweiten Aspekt angeht, den Sie mit Bezug auf die *Écriture féminine* angesprochen haben, habe ich in meinem Eingangsstatement schon kurz versucht komprimiert anzureißen, also von einer queeren oder feministischen Perspektive die Frage zu stellen, wann wir Diskurse ändern wollen. Es gibt in Gesellschaften aus den unterschiedlichsten Gründen, sei es der Unterdrückung, der Repression, des Ausschlusses, der Erfahrung von Ausschluss, der Nicht-Gleichstellung etc., immer wieder Positionen, die die Gesellschaft verändern möchten, die gesellschaftskritische Positionen einnehmen. In den 1970er Jahren beginnt die Tradition einer feministischen Position mit der Fragestellung, wie eigentlich patriarchale Diskurse verändert werden können. Können wir das in einer Art und Weise bewerkstelligen, in dem sich das Subjekt, das das Patriarchat hervorbringt, nämlich die Frau, sich jetzt nun einen männlichen, patriarchalen Gestus aneignet, den besonders virtuos beherrscht und damit patriarchale Strukturen kritisiert? Oder geht in diesem Prozess der Aneignung auch etwas verloren, nämlich eine konkrete Suche nach einem anderen Gesellschaftsentwurf? Der Wunsch nach einer anderen Sprecher:inposition, einer anderen Lebensposition, einer

anderen Begehrensposition? Aus diesem Registrieren, dass auch etwas verloren geht, ist so etwas wie der Diskurs oder die Praxis der *Écriture féminine* entstanden. Hélène Cixous, die französische Autorin, die sich dafür verantwortlich zeichnet, ist selbst sehr unglücklich mit diesem Ausdruck, der ihr da übergestülpt wurde, weil es in der weiteren Folge essentialisiert wurde und die Frage sich stellt: Wer kann diese *Écriture féminine* betreiben? Sie hat sich dafür entschieden, eher von einer queeren *Écriture* zu sprechen, also einer vielfältigen *Écriture*, einem vielfältigen Schreiben, das versucht, widerständige Kräfte und auch durchaus utopistische Entwürfe gegen hegemoniale Diskurse setzen zu können. Eine Kollegin vom Wiener Germanistikinstitut, Anna Babka, hat, wie ich finde, einen noch treffenderen Ausdruck gefunden: *allo-écriture* für das Anders-Schreiben. Dieses Festhalten oder auch dieses widerständige Festhalten eines Anders-Schreibens als Ausdruck auch einer anderen Perspektivierung von Welt, wenn Sie das so fassen wollen, ist etwas, mit dem ich mich sehr stark auseinandergesetzt habe. Die Frage, die sich nach all diesen Auseinandersetzungen stellt: Wie bringen Sie so einen Text, der sich einer *allo-écriture* verpflichtet – und der nicht nur metasprachlich über eine *allo-écriture* spekuliert – durch ein Peer Review-Verfahren? Wenn Sie beginnen, sozusagen selbst in der Philosophie literarisch zu werden, wie bringen Sie das durch ein standardisiertes Verfahren, das solchen Bewegungen des Anders-Schreibens vielleicht schwerer oder ein bisschen behäbiger folgen kann, weil es natürlich klare Kriterien davon entwickelt hat, wie Wissenschaft und wie ein wissenschaftlicher Text auszusehen hat.

Stephanie Freide: Wir hatten in der Vorbereitung auch einen anderen Text von Ihnen gelesen, „Writers Dogs“ (Schäfer & Hutfless 2016), von dem ich annehme, dass er nicht in einem Peer Review-Verfahren war. Und auch andere Texte von Ihnen setzen sich dieser standardisierten Form entgegen, vielleicht auch unserer disziplinären Kultur, und setzen auf ein Nichtverstehen. Und gleichzeitig sprechen Sie davon, sich einsetzen zu wollen für ein Mitsprechen, ein Mitschreiben. Können Sie vielleicht dazu noch etwas sagen.

Elisabeth Schäfer: Vielleicht ganz kurz, weil ich auch unglaublich neugierig bin auf das, was die anderen sagen und mir wünsche, dass auch Gegenpositionen zu Wort kommen. Ich habe mich in dem Vorhergehenden schon kritisch gegenüber dieser sehr metaphysischen Position eines *Denken über* oder *Sprechen über* geäußert. Auch in dem Sprechen für andere gibt es eine etwas aneignende Geste. Ich möchte an dieser Stelle auf eine weitere Autorin, Trinh T. Minh-ha, eine in Vietnam geborene Theoretikerin und Filmemacherin, aufmerksam machen, die aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive ein Konzept des *Speaking Nearby* entwickelt hat. Und dieses *Speaking Nearby* hat vielleicht so einen ähnlichen Gestus, wie ich ihn mit dem Sprechen mit formuliert habe oder Schreiben mit oder Denken mit, was auch eine Form der Responsivität mit hineinbringt – dass ein Text auch immer ein Raum sein kann, in dem andere sich einschreiben, andere auch immer da sind. Als unsere Referenzen sind sie immer da, auch weil wir immer in der Sprache der anderen schreiben. Wir haben unsere Sprache nicht selbst erfunden, sondern wir haben

die Sprache von den anderen erworben. Das Moment der Alterität ist mit der Sprache immer da und daher sprechen wir vermutlich immer schon auch mit den anderen, indem wir Dinge in der Sprache aufgreifen. Einige unterstreichen uns, mit einigen fühlen wir uns unbehaglich, lehnen sie ab, verändern sie. Das heißt, dieses Moment einer Responsivität oder auch einer Dialogizität ist in einer Textproduktion schon vorhanden. Das kann man versuchen wegzuwischen, wegzulassen oder so schlank als möglich zu halten oder, wie vielleicht in meinem Fall, auch daraus eine Arbeit des Textes zu machen.

Stephanie Freide: Es wurden jetzt Zusammenhänge zwischen einem anderen Schreiben und den standardisierten Begutachtungsverfahren gesetzt. Haben Sie Anschlüsse an dieser Stelle?

Felicitas Heßelmann: Ich fand das waren wirklich sehr inspirierende Ausführungen und ich würde auch in sehr weiten Teilen zustimmen. Wir haben es in der Wissenschaft schon mit einem sehr stark disziplinierten Diskurs zu tun. Welche Möglichkeiten haben wir, diesen Diskurs vielleicht ein bisschen zu entdisziplinieren oder zumindest irgendwie anders zu disziplinieren? Was für eine andere Art von Erkenntnis könnten wir damit produzieren? Also das nicht nur als eine Frage der Gerechtigkeit oder Fairness zu fassen – wie können wir mehr Equality oder mehr Repräsentationen bei den Personen schaffen, die in der Wissenschaft sprechen dürfen –, sondern ist das wirklich eine Bereicherung unserer Erkenntnismöglichkeiten, wenn wir das zulassen können? Das finde ich eine unheimlich

spannende Frage. Wo ich allerdings gar nicht mitgehen würde ist in dieser Ausführung, zumindest habe ich das implizit so verstanden, dass das Peer Review das primäre Instrument ist, wodurch diese Disziplinierung erreicht wird und dass durch das Peer Review die Publikationsweisen und die Sprechweisen irgendwie gestreamlined werden. Das würde ich gar nicht so sehen. Erstmal denke ich, dass man sich fragen kann, was gibt es dann, wenn es kein Peer Review gibt? Gibt es eine andere Begutachtungsweise? Welche Machteffekte, welche Herrschaftseffekte, welche Disziplinierungseffekte haben diese anderen Begutachtungsweisen? Insbesondere weil das Peer Review durchaus in Teilen so gedacht war, eine Diversität von Perspektiven und Urteilen zu ermöglichen. Also, dass es mehr Diversität zulässt, wenn zusätzliche Gutachten vorliegen, die jeweils ihre eigenen Perspektiven einbringen, als wenn alles von dem Einzelurteil eines einzelnen Herausgebers – an dieser Stelle muss man das wohl nicht gendern – abhängt. Also die Idee des Peer Reviews war schon mehr so gedacht, einen Austausch zu ermöglichen. Deswegen würde ich diesen Konnex gar nicht unbedingt sehen, sondern ich würde mich eher fragen, auch im Vergleich mit anderen Begutachtungsweisen, an welcher Stelle ist denn das Peer Review besonders standardisierend oder auch nicht.

Stephanie Freide: Nina Verheyen, Sie haben sich mit der Idee der Leistung auseinandergesetzt und mit dem damit zusammenhängenden Versprechen, dass die individuelle Leistung ein Garant dafür sei, dass man sozial aufsteigen kann, sozusagen: Wer leistet, wird belohnt. Und das, so suggeriert es die

sogenannte Leistungsgesellschaft, unabhängig von sozialer Herkunft, Geschlecht und ethnischer Zugehörigkeit. Dabei ist diese individuelle Leistung dann doch weniger vielversprechend, so haben wir Ihre Arbeit „Die Erfindung der Leistung“ (Verheyen 2018) gelesen. Könnte von dieser Seite vielleicht auch eine Kritik an den gängigen Formen der Produktionsweisen von Texten eröffnet werden?

Nina Verheyen: In meinem letzten Buch „Die Erfindung der Leistung“ (ebd.) geht es um die Frage, wie Menschen der Vergangenheit eine Vorstellung von ‚ihrer‘ rein persönlichen Leistung entwickelt haben – obwohl es so etwas streng genommen gar nicht gibt. Leistung ist eine Unschärfeformel bzw. ist es hochkomplex, was im Alltag unter Leistung verstanden wird und wem was als Leistung zugerechnet wird, so ein Ausgangspunkt des Buches. Meine Frage als Historikerin war vor diesem Hintergrund, wie Menschen im Alltag gleichsam immer wieder neu ‚lernten‘ an persönliche Leistung als vermeintlich eindeutige Größe zu glauben. Den Ausgangspunkt meiner Untersuchung bildet das späte 19. Jahrhundert, weil sich dort – von Deutschland aus gesehen – in verschiedenen Praxisfeldern Praktiken der Leistungsmessung verstärkt oder auf neue Weise etablierten, die auf Biografien einwirkten und die Erfahrungen von vielen Menschen tiefgreifend prägten. Zwar gehen in bestimmten Bereichen der Kunst, der Arbeit, des Sports und auch der Wissenschaft Praktiken der Leistungsmessung viel weiter zurück. Aber im späten 19. Jahrhundert, so mein Argument, wurde die Auseinandersetzung damit gewissermaßen zu einer Alltagserfahrung von vielen – sozial übergreifend, die

Geschlechter übergreifend, die Altersgruppen übergreifend. Aus einer praxeologischen Perspektive habe ich untersucht, wie im Alltag ein Verständnis von vermeintlich persönlicher Leistung konstruiert wurde. Mit ‚vermeintlich‘ persönlich spiele ich darauf an, dass hinter dem, was als Leistung galt, de facto die Arbeit von ganz vielen stand – eigentlich eine Binsenweisheit, von denen Praktiken der Leistungszuordnung aber gezielt abstrahierten. Das führte zu Konflikten und so wurde darüber debattiert, was man macht, wenn Hausarbeiten benotet werden und die Eltern dabei unterstützen. Wie kriegt man sozusagen diese elterliche Unterstützung rausgerechnet? Weil es ja um die Leistung des Schülers gehen sollte. Dabei ist mir wichtig zu betonen, dass ich den Gedanken persönlicher Leistung keineswegs ad acta legen möchte. Ich halte diese soziale Konstruktion für sehr wertvoll – aber es ist eben eine soziale Konstruktion. Und daher ist die Kategorie der persönlichen Leistung gleichzeitig hochgradig problematisch. Die Studie schärft unter anderem die Sensibilität für das breite soziale Fundament, das hinter jeder vermeintlich persönlichen Leistung steht. Bezogen auf die Wissenschaft ist sofort offensichtlich, dass hinter beispielsweise einem einzelnen Buch sehr viele stehen, die teilweise auch ausgeflaggt werden. Die Wissenschaft ist da durchaus differenziert, weil es ja die Möglichkeit, ja sogar die Erwartung gibt, zu zitieren, lange Fußnoten zu schreiben oder in Vorworten darauf zu verweisen, wer einen alles unterstützt hat. Aber gleichzeitig wird Unterstützung auch ausgeblendet, negiert. Und das hängt nicht nur vom persönlichen Stil ab, sondern auch von Geschlecht und Status. Auch im späten 19. Jahrhundert gab es ein breites

Feld von Mitleistenden, die nicht erwähnt wurden. Frauen hatten gar nicht die Möglichkeit, Professorin zu werden und es waren ausschließlich Männer, die als professorale Schreibende agierten. Diese bewegten sich nicht nur in einem intensiven kollegialen Umfeld, sondern sie hatten sehr oft auch Ehen bzw. Partnerschaften, in denen intensiv gemeinsam gedacht, gemeinsam geschrieben wurde. Aber genau das wurde durch die Konventionen der Wissenschaft ausgeblendet. Das hat sich seitdem zwar sehr stark verändert. Aber massive Ungleichheiten gibt es noch immer. Ich finde es wichtig, was Elisabeth Schärfer dazu ausgeführt hat: Sie hat von dem ökonomischen Überleben der Forschenden gesprochen. Diesen Aspekt würde ich gerne stark machen bei dem ganzen Thema. Man sollte nicht nur über Genrespielräume sprechen, sondern auch über die sozioökonomischen Rahmenbedingungen und die Zeitressourcen über die man verfügen muss, um vermeintlich alleine zu schreiben. Und noch einmal: Mit meinem Buch will ich nicht erreichen, dass der Gedanke individueller Leistung aufgegeben wird, im Gegenteil. Ich glaube, wir müssen den unbedingt erhalten. Ich wünsche mir aber mehr Sensibilität für die Komplexität und Historizität von persönlicher Leistung als sozialer Konstruktion.

Caspar Hirschi: Wenn ich da einsetzen darf. Wenn wir davon ausgehend Konzepte von Autor:innenschaft in der Wissenschaft betrachten, dann haben wir ein gewisses Paradox: Diejenigen Disziplinen, die imstande sind Leistung historisierend oder theoretisch zu dekonstruieren, wie das jetzt auch Nina Verheyen gemacht hat, haben gleichzeitig ein Autor:innenschaftsverständnis, das den individuellen Aspekt viel

stärker betont als die Wissenschaftskulturen in vielen Natur- und experimentellen Wissenschaften, wo kollektive Autor:innenschaft komplett akzeptiert, ja fast die Norm ist. Also bei uns ist es so, wir diskutieren unsere Texte, unsere Quellen in Seminaren, in Forschungskolloquien usw. Aber am Schluss ist es immer noch die Norm, dass ein einzelner Name oben die:den Autor:in repräsentiert und der Dank an andere, wie Nina Verheyen das eben gesagt hat, in Vorwörtern, Fußnoten usw. stattfindet. Das ist eine ganz klare Hierarchisierung, die die originelle Leistung jener Person zuschreibt, die den Text verfasst hat. Autor:innenschaft in experimentellen Feldern oder sogar in Politikwissenschaften und Sozialwissenschaften kann etwas ganz anderes meinen. Das heißt, dass diejenigen, die an der Erkenntnisproduktion beteiligt waren, bevor irgendetwas an Text steht – die im Labor standen, Interviews geführt haben, Daten gesammelt haben – genauso eine Position in der Autor:innenliste erhalten wie jene, die den Text geschrieben haben. Und damit haben wir innerhalb der Wissenschaft völlig inkommensurable Vorstellungen von Autor:innenschaft. Und das Paradoxe für mich ist, dass jene, die sich wahrscheinlich am bewusstesten damit beschäftigen, wie stark Autor:innenschaft hierarchisiert ist, selber das hierarchisierteste Verständnis oder die hierarchisierteste Praxis haben.

Malte Ebner von Eschenbach: An dieser Stelle möchte ich gern von der *Textproduktion* in den zweiten Block überleiten, der die Frage der *Begutachtung* in den Blick nimmt. In dem Zusammenhang haben Sie, Martin Reinhart, vorgeschlagen, Begutachtungsverfahren nach Wert im Singular und Werten im

Plural sowie zwischen Wertzuschreibungen und den Prozessen des Bewertens zu differenzieren (Krüger & Reinhart 2016). Vielleicht könnten Sie uns zunächst erläutern, was diese Differenzierungen umfassen und welchen heuristischen Gewinn sie für die Reflexion oder das Nachdenken über Begutachtungsprozesse bringen können.

Martin Reinhart: In dem Papier bzw. den Arbeiten, auf die Sie hier verweisen, geht es darum, das Bewerten nicht nur in der Wissenschaft, sondern als allgemeines soziales Phänomen zu begreifen. Deshalb setze ich vielleicht wissenschaftsbezogen nochmal woanders an: Ich glaube, es ist nicht unkonventionell, die Wissenschaft in eine doppelte Zielorientierung einzuordnen. Auf der einen Seite erwarten wir von der Wissenschaft, dass sie neues Wissen produziert, dass sie Innovation, Überraschung, Fortschritt leistet. Und auf der anderen Seite erwarten wir von ihr, dass sie Wissen sichert, in gewisser Weise festzurrt, zertifiziert, belastbar gestaltet. Insbesondere auch, weil wir in den gegenwärtigen Gesellschaften häufig die Situation haben, dass gesellschaftliche Akteure auf das wissenschaftliche Wissen angewiesen sind, dieses in irgendeiner Form benutzen und deshalb davon ausgehen müssen, dass es irgendwie zuverlässig ist. Und das schafft ein Spannungsverhältnis. Weil die einen, die auf die Vielfalt oder die Polyphonie des Schreibens setzen, wie wir in den Ausführungen vorhin gehört haben, dieses Innovationsmoment oder diese Produktion von Neuem und von neuen Erkenntnissen ins Zentrum rücken. Dazu gehören dann häufig auch Vorstellungen von Wissenschaft, die in gewisser Weise Erkenntnisproduktion

und Wissenschaft als Selbstzweck im weitesten Sinne einfordern, manchmal auch normativ emphatisch. Die Gegenseite dazu, die in der Gegenwart auch sehr präsent ist, ist eine, die auf gesellschaftlichen Impact oder ähnliches abzielt. Also die Forschung muss irgendwie nützlich sein, muss irgendetwas liefern mit dem man vielleicht sogar Technik gestalten oder produzieren kann. Wissenschaft ist also, könnte man vereinfacht sagen, eingespannt in ein Selbstverständnis zwischen Kunst und Technik oder Kunst und Industrie im Extremfall. Auf der Kunstseite gehört natürlich das klassische Ideal des genialen Forschenden dazu. Auf dieser Seite wird die Gefahr gesehen, dass es ökonomische oder politische Einflüsse gibt, die in gewisser Weise den Erkenntnisprozess steuern oder beschränken. Das ist meine Einflugschneise, wenn ich über das Begutachten in der Wissenschaft nachdenke, weil das für mich ein Governanceproblem ist: Wie gestaltet sich ein Feld, was sich als Wissenschaft begreift, in diesem Spannungsfeld? Wie schafft man in dieser Konstellation Entscheidungen über das, was geforscht werden soll, das Aufmerksamkeit bekommen soll, das als Fakten oder gutes Wissen gelten soll? Wir können uns nicht darauf verlassen, dass alles, was von einem Genie kommt, brilliant ist und deshalb sofort akzeptiert werden muss, weil das irgendwie ein unzuverlässiger Prozess ist. Gleichzeitig ist das zu starke Standardisieren und auf Anwendung Setzen in gewisser Weise ein Modus, der zu Langeweile und zu Stagnation führen kann. Und vor diesem Hintergrund ist es für mich auffällig, dass wir in der Wissenschaft viele, man könnte sagen, Regierungsformen finden, die dezentral organisiert sind. Das ist für mich das Auffälligste am Peer

Review: wenn wir es nicht ganz so eng als das definieren, was bei einer Zeitschrift passiert, dann finden wir es an ganz vielen Orten. Es findet bei jeder Zeitschrifteneinreichung statt, bei jeder Einreichung eines Drittmittelantrags, bei jeder Stellenbewerbung. Man könnte auch sagen, das Peer Review findet bei vielen wissenschaftlichen Konferenzen statt, wo Autor:innen oder Vortragende einen Vorschlag einreichen, der dann begutachtet und angenommen oder abgelehnt wird. Es findet aber auch in niederschwelliger Form beim wissenschaftlichen Vortrag selbst statt, bei dem ein hoffentlich kenntnisreiches Publikum kritische Fragen stellt. Peer Review ist also diese fast schon alltägliche Durchsetzung des Kommunikations- und Diskussionsprozesses mit Rückfragen, mit Qualifizierungen, mit Bewertungen. Und dafür gibt es keine zentrale Agentur und auch keinen Einzelnen, der da ganz oben steht und das delegiert und mit einer bestimmten Politik direkt beeinflussen kann, sondern das ist dezentral organisiert. Der andere Aspekt ist, der mit dieser dezentralen Organisation zusammenhängt, den ich zumindest von der soziologischen Seite sehr interessant finde, dass das Peer Review häufig mit Rollenwechseln einhergeht, dass Forschende einmal als die Begutachtenden und dann als die Begutachteten auftauchen. Und das ist eine für kollektive Regierungsformen sehr wirkmächtige Konstruktion, weil sie massiv zur Pazifizierung beiträgt. Das heißt eine heutige, vielleicht überbordende Kritik an einer:inem Kolleg:in spiegelt sich übermorgen vielleicht in der umgekehrten Situation wieder, wo die zuvor begutachtende Person in gewisser Weise die:der Angegriffene ist und die:der zuvor begutachtete Kolleg:in die:der

Angreifende. Das heißt, ich überlege mir zweimal, wenn ich ein Manuskript zur Begutachtung bekomme, bei dem ich annehmen kann, dass vielleicht jemand sieht, wer das war, weil nicht alles anonym war, ob ich meine Kritik vielleicht zurücknehme oder meine direkten Machtinteressen vielleicht nicht so sehr in den Vordergrund treten lasse. Das hat eine pazifizierende Wirkung. Und da haben wir den Punkt, der mir in der Diskussion bis jetzt so ein bisschen gefehlt hat. Vorhin wurde es angedeutet als Alterität, aber ich glaube, Alterität geht für die Frage noch nicht weit genug. Wir haben es bei wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion mit kollektiven sozialen Phänomenen zu tun. Und die Frage, ob die beispielsweise divers genug sind, kann sich nicht nur daran messen, ob die:der Einzelne alles sagen und schreiben darf, was sie:er möchte, sondern es geht auch um die Frage, inwiefern ein Kollektiv, das sich als Erkenntnis Kollektiv begreift, gemeinsam in der Lage ist, eine bestimmte Art von Erkenntnis und Summe von Erkenntnissen zu produzieren, die das Kollektiv selbst für sinnvoll erachtet. Und damit haben wir eine Protodefinition von dem was wir Disziplin oder Fach nennen und, dass das automatisch mit Disziplinierungsleistungen einhergeht, die insbesondere in einem Peer Review, aber auch in anderen Begutachtungsverfahren praktiziert werden, ist nahelegend. Dies hat aber, wie ich finde, in der Wissenschaft den auffälligen Effekt, dass es aufgrund der dezentralen Struktur immer kritisierbar und thematisierbar bleibt. Also wir sprechen darüber oder es gibt Kritik an der Begutachtung. Und es gibt die Notwendigkeit in der Wissenschaft darauf zu reagieren. Es ist nicht so einfach möglich, das mit

einem Machtgestus wegzuwischen. Und ich finde, das ist eine auffällige Eigenschaft von Wissenschaft, dass sie, man könnte sagen, anfällig für Kritik ist. Mein aktuelles Lieblingsbeispiel ist die öffentliche Diskussion um Open Science. Wenn wir gesellschaftliche Bereiche vergleichen und fragen: Wo finden, was immer die Prozesse jeweils sind, diese relativ offen statt? Dann würden vermutlich alle sagen: Ja, die Wissenschaft ist so ein Vorbild für Offenheit. Da wird offen kommuniziert, da muss man argumentieren, da muss man Daten zur Verfügung stellen – zumindest ist das das Ideal. Es käme niemand auf die Idee, wenn wir gesellschaftlich nach Transparenz fragen würden, bei der Wissenschaft anzufangen und die Transparenz zu problematisieren. Wir würden bei der Kirche anfangen oder bei der Industrie oder bei der Politik. Und trotzdem ist ein Open Science-Diskurs in der Wissenschaft. Und in dem Sinne finde ich weniger die Fragen wichtig: Entscheiden Begutachtungsprozesse immer richtig, finden sie die Richtigen, sind alle repräsentiert oder so? Sondern: Ist diese Art von Kontrollstruktur weiterhin anfällig für Kritik? Und da würde ich sagen, wenn ich die Wissenschaft vergleiche mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, ist das in erheblichem Maße der Fall. Wobei ich sofort auch zustimmen würde, wenn bestimmte Akteur:innen im Feld artikulieren: Na ja, es ist aber auch weniger geworden. Aber um auf Ihre Eingangsfrage zurückzukommen: Ich glaube, das findet eine Spiegelung in der Grundproblematik der Frage, wie wir als soziale Kollektive mit Bewertungen umgehen. Denn die sind immer problematisch, weil sie immer mit Macht konnotiert sind und immer etwas über etwas anderes setzen. Sie haben im-

mer dieses vergleichende Moment und sind deshalb strittig. Es ist für uns als Individuen in Gesellschaften gar nicht möglich mit irgendwas nicht evaluativ umzugehen. Wir haben auf alles sofort eine emotionale Reaktion, die auch irgendeine Form von Valenz hat. Und es ist immer schwer zu sagen: Kommt das aus uns selbst oder ist das anerzogen oder was macht das in uns, dass wir auf diese Art und Weise reagieren? Aber meines Erachtens ist es sozialtheoretisch wichtig für diese Art von Governancefragen, die ich aufgeworfen habe, zu merken, dass das bis tief in das individuelle Moment des Bewertens reingeht. Wir haben immer die Situation, dass wir etwas Aufmerksamkeit schenken, um es zu bewerten, und damit werten wir es schon auf: Es ist der Bewertung würdig. Manche würden sagen, das ist nur Aufmerksamkeit, aber es ist schon eine Form des Wertens. Und es ist eine sehr eindimensionale Form des Wertens, an die immer sofort ein Vergleich anschließt. Und ich glaube die Wissenschaft ist in gewisser Weise mit diesem Governanceproblem in diese Doppelstruktur eingebunden, dass sie auf der einen Seite Innovation, also Aufmerksamkeit auf Neues leisten muss, und auf der anderen Seite Dinge absichern muss, also vergleichen und abwägen muss: Ist das wirklich so belastbar wie irgendwas anderes? Das ist jetzt ein großer Sprung von den, man könnte sagen, mikrosoziologischen Fragen zu den Makrofragen. Aber darin kommt mein Interesse zum Ausdruck, weshalb diese sozialtheoretischen Fragestellungen auch dazugehören.

Malte Ebner von Eschenbach: Wenn ich es richtig verstanden habe, haben Sie Formen von Begutachtungsverfahren auch als Pazifizierung

dargestellt, also als Möglichkeit dieser Spannung adäquat begegnen zu können und einen Interessensausgleich formulieren zu können. In diesem Zusammenhang haben Sie auch auf das Stichwort Transparenz hingewiesen. Jetzt haben wir bei den Begutachtungsverfahren unterschiedliche Varianten, also die Open Peer Review-Verfahren beispielsweise oder eben auch die sogenannten Blind- oder auch Double Blind Peer Review-Verfahren, wo man versucht, diese Rollenkonfusion, die Sie auch angesprochen hatten, zu vermeiden, um damit enthemmte Kritik zu unterbinden. Gleichzeitig wird darauf geachtet, dass damit eine erhöhte Form von Sachlichkeit in der Auseinandersetzung gefördert und die Pluralität von Meinungen zumindest erhöht wird. Diese Frage würde ich gerne noch Ihnen, Martin Reinhart und Felicitas Heßelmann stellen, weil Sie sich beide mit Transparenz bzw. Intransparenz in Begutachtungsverfahren beschäftigt haben (z.B. Heßelmann & Reinhart 2021): Können Sie noch etwas genauer ausführen, an welchen Stellen Transparenz förderlich oder auch erkenntnisförderlich ist für den Begutachtungsprozess und an welchen Stellen Intransparenz herrschen sollte und in welcher Form dies förderlich oder hinderlich ist für die Erkenntnisproduktion von wissenschaftlichen Texten?

Martin Reinhart: Wenn man dieses Transparenzproblem an die Begutachtungen in Peer Review-Verfahren heranträgt und die Frage stellt, ob das irgendwie mit ungerechtfertigten Meinungsäußerungen und Parteinamen und Old Boys-Networks und anderen Problematisierungen zusammenhängt und mit Gutachten von Forschungsförderungs-

organisationen oder in Zeitschriften kontrastiert, dann stellt man fest, dass dieses Material sehr viel weniger spektakulär ist als es die kritischen Diskussionen darum vermuten lassen. Also, dass da ein Gutachter sitzt, der seine Wut zum Ausdruck bringt und einen Verriss schreibt und versucht auf illegitime Art und Weise eine Entscheidung bei einer Zeitschrift herbeizuführen, das ist äußerst selten der Fall. Von der empirischen Seite her würde man erstmal nicht ganz verstehen, weshalb hier mehr Transparenz notwendig ist. Weil der erste Eindruck ist: hier finden Fachgespräche statt, hier wird versucht Einschätzungen vorzunehmen. Ob die Einschätzungen die besten des Fachs sind, ist nochmal eine andere Frage. Aber schaut man nur auf diese Gutachten, käme man nicht primär auf die Idee, dass hier ein riesiger Bias oder Ungerechtigkeitsproblem vorliegen würde. Aber die Forderung ist relativ weitverbreitet, dass Begutachtungsverfahren geöffnet und verblindet werden müssten – was ja eine lustige Kombination aus Transparenz und Sichtbarkeitsverhältnissen impliziert. Und ich glaube, darum geht es: Es geht nicht um totale Offenheit oder um totale Geschlossenheit, sondern es geht um einen Ausgleich, der Sichtbarkeitsverhältnisse ermöglicht, die als funktional, als gerecht oder was auch immer verstanden werden. Und ein Grund ist, der mir diesbezüglich sehr plausibel erscheint, weshalb wir nicht alles transparent machen in Begutachtungsverfahren, dass wir in der Wissenschaft Machtverhältnisse haben, die sich auch im Peer Review wiederfinden. Und die Möglichkeit des freien Sprechens bzw. in diesem Fall des freien Sprechens im Sinne des besten Stands des Wissens der Zeit in einem

Fach wird davon beeinflusst, ob sich ein:e Gutachter:in unter Druck gesetzt fühlt, weil die:der Begutachtete vielleicht in einem hierarchisch über sie:ihn gestelltem Verhältnis steht. Und aus der Empirie gibt es Anzeichen dafür, dass es so funktioniert: Verblindung von den Gutachtenden hat teilweise den Effekt, dass sie freier sprechen können und zwar in einem Sinn, der nicht unbedingt negativ zu bewerten ist, sondern der Hierarchieverhältnisse entschärft.

Felicitas Heßelmann: Vielleicht direkt im Anschluss an die Frage nach der Herstellung von Transparenz auf der einen Seite und der immer stärkeren Verblindung auf der anderen Seite. Das sind zwei Tendenzen im Peer Review, die wir beobachten können, die gleichzeitig ablaufen, aber gegenläufig sind. Also wir sehen gerade in Disziplinen in den Sozial- und Geisteswissenschaften eine Zunahme von Verblindungen. Als Standard in den Sozialwissenschaften haben wir häufig Double Blind, in der Philosophie ist mittlerweile der Goldstandard Triple Blind. Das heißt, dass auch die Editor:innen verblindet sind, also die Editor:innen nicht wissen, von wem der Artikel eingereicht wurde, weil das als eine Quelle von Bias und Verzerrungen identifiziert wurde. Auch die editorischen Entscheidungen hängen sehr stark von Machtverhältnissen ab oder können sehr stark voreingenommen sein. Und gleichzeitig hat man vor allem in den Lebenswissenschaften eine Entwicklung, die stark getragen ist von der Forderung nach Open Science. Das heißt, dass man immer mehr offenlegt, also zum Beispiel die einzelnen Gutachten zusammen mit den angenommenen Papern veröffentlicht oder dass man die Identitäten der Reviewer:innen

offenlegt, bis hin dazu, dass man die Kommunikation zwischen den Autor:innen, den Reviewer:innen und den Editor:innen zusammen mit dem Artikel veröffentlicht. Und ich finde das sehr interessant, weil es ja eigentlich gegenläufige Antworten auf dasselbe Problem sind, nämlich auf die Fragen: Wie kann man Bias verhindern im Peer Review? Wie kann man Peer Review nachvollziehbarer, aber auch legitimer gestalten? Und ich finde es spannend zu sehen, dass unterschiedliche Disziplinen hierauf widersprüchliche Antworten finden. Aber ich finde auch die Entwicklung des Open Reviews sehr interessant, denn ich würde sagen, dass sich das einer Begutachtungskultur annähert, wie sie in den Geisteswissenschaften verbreitet ist, nämlich einer Begutachtung über Rezensionen. Das ist ein Format um Publikationen zu bewerten, aber es funktioniert ganz anders als zum Beispiel Peer Review: Es passiert erst nach einer Veröffentlichung, es ist öffentlich, die Gutachtenden identifizieren sich mit ihrem Namen – es findet so eine Art öffentlicher Austausch über die Publikation statt. Das hat eine sehr lange Tradition in den Geisteswissenschaften und ist auch als ein Instrument des Austausches sehr geschätzt. Und gleichzeitig funktioniert es vom Prinzip her wiederum ähnlich wie Open Reviews in den Life Sciences: dass man die gesamte Kommunikation über einen Artikel veröffentlicht und für alle nachvollziehbar macht, dass auch die Personen sich identifizieren, die den Artikel begutachten usw. So dass ich dem nur zustimmen kann, was Martin Reinhart gemeint hat, dass das Peer Review ein Format ist, das sehr viel Kritik auf sich zieht, aber eben auch sehr viel Kritik zulässt. Und dass es sehr interessant ist zu beobachten, wie sich die Reaktion auf

die Kritik immer wieder verändert. Wenn man etwas verändern will, denke ich, ist die Kritik am Peer Review erwiesenermaßen eine sehr gute Route, die man einschlagen kann, um auch Veränderungen im Publikationswesen anzustoßen.

Caspar Hirschi: Ich möchte jetzt doch noch eine etwas kritischere Note zu Peer Review einbringen, und zwar aus historischer Sicht. Es ist interessant, dass man in den Natur- und technischen Disziplinen sehen kann, die Peer Review früher eingeführt haben, dass es in gewisser Weise das Rezensionswesen ersetzt hat. Also das Open Peer Review ist eigentlich so etwas wie eine Neueinführung einer Art Pre-Publication-Rezensionwesens, wenn man so will. Wenn man sich Publikationen vor der Einführung von Peer Review ansieht, auch multidisziplinäre Zeitschriften wie *Nature*, dann war die normative Vorstellung dahinter: da ist ein Herausgeber oder ein Gremium, das die Entscheidungen fällt, was reinkommt und was nicht, dann aber auch die volle Verantwortung trägt. Und das hat im alten Rezensionformat – gerade in der Geschichte von *Nature* wurde das schön gezeigt – an Textformen mehr Diversität zugelassen als im neuen Peer Review-Verfahren. Es gibt beispielsweise schöne Texte darüber, dass die Entdeckung der DNA von Francis Crick und James Watson nach neuen Kriterien wahrscheinlich nicht so hätte erscheinen können wie 1953 in diesem Cambridge Old Boys-Network. Die Idee war natürlich, dass man auch in führenden Zeitschriften zu der Zeit ohne Peer Review etwas riskieren konnte, das dann der Forschungsgemeinschaft zur Kritik vorgelegt wird. Man musste diese Texte

lesen, die waren im Grunde genommen von der Community nicht geprüft, und darüber konnte dann eine Diskussion der Fachöffentlichkeit entstehen. Das ist noch immer die Idee des Rezensionswesens in den Geisteswissenschaften. Ich glaube, auch historisch ist es zutreffend, was Sie gesagt haben: Peer Review wurde mit dem Anspruch eingeführt, dass es einen niederschweligen, einen freieren Zugang gerade zu führenden Zeitschriften gibt, ohne Barrierefunktion eines Old Boys-Network, und dass es auch eine Machtteilung gibt bei der Beurteilung, was da reinkommen darf. Trotzdem entsteht hier eine neue Paradoxie mit der Anonymität von den Gutachtenden, egal ob es nun double blind, triple blind oder nur blind ist, nämlich dass durch Anonymisierung immer neue Machtasymmetrien geschaffen werden. Das ist, glaube ich, wesentlich. Die Vorstellung einer dezentralen Organisation beruht ja eigentlich darauf, dass die Sache die Qualität entscheiden soll und nicht die Macht von Personen. Gleichzeitig haben wir aber hinter der Anonymisierung eine sehr negative Anthropologie von Forschenden, die unterstellt, dass es, wenn man mit seinem Namen hin steht, viel weniger möglich ist unbesehen von der Person einen wissenschaftlichen Diskurs über heikle Dinge zu führen, nämlich ob etwas publiziert wird oder nicht. Das heißt man unterstellt, dass Begutachtete, wenn sie den Namen der Gutachtenden wissen, Rache üben würden, das Urteil nicht akzeptieren können usw. – dass es ihnen also am wissenschaftlichen Ethos fundamental fehlt, um sich einem solchen Prozess zu stellen. Und das ist meines Erachtens in allen Verblindungsformen von Peer Review ein fundamentales Problem,

dass man sagt, man wolle Bias vermindern, verhindern usw., aber eigentlich ist es eine negative Einschätzung des wissenschaftlichen Ethos, die es in der Praxis verunmöglichen soll, dass man mit dem eigenen Namen hinsteht. Ganz viele Zeitschriftenherausgebende sagen, ich hätte keine Gutachtenden mehr, wenn die ihre Namen veröffentlichen müssten. Und das, finde ich, ist eine Kritik wert, nämlich wirklich grundsätzlich zu fragen, was Anonymisierung rechtfertigt. Denn grundsätzlich ist es so, dass die Gutachtenden in einer Machtposition sind und nicht die Begutachteten. Und warum man denen noch mehr Macht durch Anonymisierung gibt, das entzieht sich mir aus einer normativen Sicht. Ich verstehe es historisch, aber ich kritisiere es organisatorisch.

Nina Verheyen: Ich finde sehr überzeugend was gesagt worden ist und möchte noch einen Punkt ergänzen. Beim Peer Review liegt die Macht nicht nur insofern bei den Gutachtenden, als sie diejenigen sind, die ihre Bewertung abgeben, sondern es gibt immer wieder auch Befürchtungen von jungen Wissenschaftler:innen, dass möglicherweise Ideen aus Texten übernommen werden, die blind begutachtet werden. Das lässt sich zwar kaum nachweisen, aber die Sorge ist real: Wie verhindere ich, dass der ‚Großkopferte‘ eine Idee übernimmt und möglicherweise sogar denkt, er wäre da selbst draufgekommen? Tatsächlich ist es ein interessanter Aspekt von Leistungsordnungen, dass das Ausblenden Anderer oft unbewusst geschieht. Beruflich erfolgreiche Menschen – was nicht individuell zu betrachten ist, sondern es ist ein Effekt sozialer Positionierung – neigen dazu, ihre Erfolge allein

sich selbst anzurechnen. Und möglicherweise kommen erfolgreiche Wissenschaftler:innen durch die vielen Texte, die sie lesen und die eben noch nicht publiziert sind, tatsächlich auf Ideen, die sie sehr schnell in einem Antrag, in einem eigenen Text umsetzen können, der dann sehr schnell durchgeht. Wir profitieren insgesamt vom Peer Review, lernen ja auch davon. Der kollektive Denkprozess wird fortgesetzt, während aber parallel die Frage der Autor:innenschaft nochmal unklarer wird. Und wenn Personen Ideen aus Texten übernehmen, die sie begutachten, ist das für die Autor:innen gewiss problematisch.

Martin Reinhart: Wenn ich darf, würde ich mit zwei Punkten reagieren. Das eine ist diese abstrakte Darstellung, dass das Peer Review eine negative Anthropologie impliziert. Mag sein, aber ich glaube, aufgrund der aktuellen wissenschaftspolitischen Situation finde ich das gar nicht die relevante Frage. In Anbetracht all dieser Klagen über zu wenig Gutachtende und deren Überlastung, über zu viel Evaluation nicht nur im Wissenschaftssystem, sondern anderswo auch, ist doch eigentlich historisch gerade ein Moment gegeben, wo wir in der Lage wären, den Gutachtenpool zu erweitern. Sprich: Sind wir in der Lage durch wissenschaftspolitische Maßnahmen sozusagen Personen zu Gutachtenden zu machen, die das in der Vergangenheit vielleicht nicht sein konnten und dadurch, ich möchte nicht sagen robustere, aber vielleicht weiter gestreute Urteile in diesen Governanceprozess in der Wissenschaft hineinzubekommen? Und vor dem Hintergrund würde ich sagen ist so was wie Verblindung und insbesondere Verblindung der Gutachtenden

ein Instrument, was diesen Prozess vielleicht begleiten, entlasten, unterstützen kann. Das als im weitesten Sinne aktuelle wissenschafts-politische Bezugnahme dazu. Aber ich würde noch eine andere Vereinseitigung zurückweisen wollen, weil die so typisch für eine Diskussion innerhalb der Wissenschaft ist, in der wir uns gerade befinden. Wir diskutieren wieder über das Peer Review als vor allem ein wissenschaftsinternes Problem, aber dass die Geschichte des Peer Reviews ganz stark an die Verknüpfung von Wissenschaft und Politik und Wissenschaft und politischer Machtan-sprüche und Steuerungsansprüche geknüpft ist, das vergessen wir dabei gerne. Und da sind die Zeitschriften sekundär und die staatliche Forschungsförderung der entscheidende Punkt. Peer Review entstand im Kontext der nationalen Forschungsförderung, insbesondere in den USA, in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren als Folge von politischen Versuchen Einfluss zu nehmen auf das, worüber geforscht wird und gerade nicht in den Naturwissenschaften, sondern in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Auf der Basis einer puritanischen Sexualmoral haben konservative Politiker die staatliche Förderung von Forschung zum menschlichen Sexual-verhalten skandalisiert, um daraus politisches Kapital zu schlagen. Und die Einführung des Peer Reviews in der Forschungsförderung ist eine, man könnte sagen, Schutzmaßnahme. Es ist ein Versuch eine gewisse Form von Autonomie und Legitimität der Entscheidungsstrukturen gegenüber der Politik innerhalb der Wissenschaft zu sichern. Und wenn man dann aus der Wissenschaft heraus in gewisser Weise beklagt, dass der Gutachtendenpool zu wenig divers ist oder Entscheidungen zu

einseitig sind oder zu viel gestreamlined wird oder was auch immer – das kann alles richtig sein und das will ich alles gar nicht in Abrede stellen –, muss man das im Kontext eines Versuchs der politischen Erhaltung von Autonomie für wissenschaftliche Entscheidungen durch Wissenschaftler:innen sehen, die eine Form der Selbststeuerung im besten Fall und im Idealfall sogar einer quasi demokratischen Steuerung innerhalb der Wissenschaft gerecht werden. Und dass das eine Abwägung ist, die zu leisten ist und dass das auf beiden Seiten mit Unzufriedenheit einhergehen muss, scheint mir aufgrund der Zielkonflikte ganz klar. Aber ich will nur nochmal darauf hinweisen, dass wir als Forschende, als Wissenschaftler:innen das immer unter der Prämisse diskutieren, als ginge es nur um die epistemische und soziale Struktur innerhalb der Wissenschaft. Aber es geht eben auch um ein Verhältnis von Wissenschaft zu anderen Dingen. Und das ist politisch sehr relevant in der Art und Weise, wie wir über diese Prozesse sprechen sollten.

Caspar Hirschi: Also was die die Anfänge von Peer Review in der staatlichen Forschungsförderung kurz nach dem Zweiten Weltkrieg angeht, bin ich mit Ihnen völlig einig. Und es migriert dann in andere Bereiche hinein, Sie haben es schon genannt: Berufungsverfahren und Zeitschriften. Allerdings glaube ich auch, wenn wir jetzt Peer Review in Zeitschriften anschauen, dann müssen wir die gleiche Erweiterung vornehmen, wie Sie es für die Politik getan haben. Und das ist die Rolle der Zeitschriftenkonzerne, die hier eine große Funktion erfüllen. Wo ich nicht mit Ihnen einig wäre ist, dass es im Sinne der Egalität

eine einfache Sache wäre, wenn man den Pool an Gutachtenden erweitert und beispielsweise auch junge Forschende mit einbezieht. Denn ich glaube ein qualifiziertes Gutachten ist extrem voraussetzungsreich und Peer Review beruht auf einer gewissen Illusion, dass die Kompetenzen, die erforderlich sind, um wissenschaftliche Texte auf ihre Qualität zu prüfen, die gleichen Kompetenzen sind, die erforderlich sind, um gute Forschung zu machen. Das ist eine weitere Illusion, die im Peer Review drin ist und die, wenn wir wissenschaftliches Publizieren in einer längeren Geschichte in Bezug auf Zeitschriften oder auch Verlage betrachten, so nicht bestätigt werden kann. Ich gebe Ihnen eine Anekdote: Für mich persönlich kam das qualitativ beste Feedback schriftlicher Art nicht von einem Peer Review, sondern von einer Verlegerin eines Publikumsverlages, die mein Manuskript abgelehnt hat – und zwar mit Namen. Das war eine Lektorin, deren Kompetenz genau darin bestand, Manuskripte eingehend zu lesen, zu prüfen und zu schauen, ob das reinpasst oder nicht. Und das ist eine ganz andere Kompetenz, die sich auch in der Qualität niedergeschlagen hat, als eben selber originäre Forschung zu betreiben und Texte zu schreiben. Und auch die Rolle von Herausgebern von Zeitschriften war früher ganz klar getrennt. Das waren in den meisten Fällen keine wissenschaftlichen Autor:innen, sondern sie haben sich auf die Rolle als Herausgebende beschränkt. Ich glaube das ist ganz wesentlich, wenn wir uns jetzt überlegen, dass man das Problem der kompletten Überlastung und der Verantwortungsteilung in Peer Review-Verfahren irgendwie entspannen könnte, wenn wir es auf mehrere Köpfe verteilen. Ich

glaube das verschärft das Problem noch, dass die Qualität eben nicht stimmt, weil letztlich gar niemand mehr verantwortlich ist, weder die Herausgebenden noch die Gutachtenden, noch die Autor:innen selbst. Und ich glaube, dass man nicht davon ausgehen kann, dass alle Leute, die selber forschend tätig sind, auch gute Peer Reviewer:innen sein können. Ich glaube, das ist in den wenigsten Fällen der Fall. Gute Forschung produzieren ist nicht dasselbe wie gute Forschung identifizieren. Darum sehe ich hier eine gewisse Problematik in der Anlage dieses Konzepts

Elisabeth Schäfer: Ich würde gerne die Problematisierung des Gedankens der Anonymisierung, die Caspar Hirschi uns vorhin dargelegt hat, kurz aufgreifen. Ich bin sehr froh um die Beiträge, die unterstrichen haben, aus welcher Tradition das Peer Review entstanden ist und auch welche Demokratisierungsprozesse damit einhergehen. Und ich glaube es ist sehr wichtig daran zu erinnern und ich möchte auch gerne von Ihnen daran erinnert werden. Ein bisschen aus meiner Perspektive möchte ich allerdings die Frage stellen: Um welche Formen von Anonymisierung geht es denn hier? Denn mit einem Forschungsproposal oder mit einem Artikel, den ich einreiche, muss ich oder darf ich mich ja hoffentlich auch in einem Diskurs und mit einem Diskurs und mit meinen Referenzen positionieren. Und das ist dann nicht mehr ganz so anonym. Und die Entscheidungen werden auch über ein Publiziert-Werden dieses Textes oder ein Unterstreichen oder auch ein In-die-Öffentlichkeit-Bringen dieses Diskurses oder dieser Referenzen getroffen und damit ja auch darüber, welchen Diskurs ich

aufnahme, für welchen Diskurs ich einen Raum sehe: Welchen Diskurs und welche Referenzen sehe ich als wertvoll an in einem wissenschaftlichen Feld und welche/n nicht? Also die Frage der Anonymisierung betrifft ja nicht allein die Position der Autor:in, ihre:seine akademische Karriere, wo sie:er verortet ist etc. oder die Position der Gutachtenden, sondern die Anonymisierung verfehlt ab einem gewissen Punkt natürlich ein Sichtbar-Machen oder eben Nicht-Sichtbar-Machen von spezifischen Diskurspositionen. Und da sehe ich auch Schwierigkeiten im oder auch eine gewisse Endlichkeit dieses Anonymisierungsprozesses als ein produktives oder demokratisierendes Tool.

Stefan Rundel: Ich würde gerne noch mal an Sie weitergeben, Caspar Hirschi, und zwar mit Blick auf Verlage und deren Funktion bei der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion. Sie verweisen in Ihrem Aufsatz zusammen mit Carlos Spoerhase (Spoerhase & Hirschi 2015) auf das Beispiel von Luc Boltanski und Laurent Thévenot, wie sich das Buch durch die Veröffentlichung bei einem Verlag sowohl inhaltlich auch als formal verändert hat. Dazu die Frage zum dritten Aspekt, der *Veröffentlichung*, unseres Symposiums: zur Bedeutung von Verlagen und sonstigen Publikationsorten.

Caspar Hirschi: Auch hier müssen wir erstmal zwischen den verschiedenen Wissenskulturen unterscheiden. Ich glaube es gibt eine Uniformisierungstendenz in jenen Bereichen, die von den großen Zeitschriftenkonzernen geprägt sind, wie *Elsevier*, *Springer*, *Wiley* usw., weil dort das Peer Review, so

wie es bei der Forschungsförderung von politischen Gesichtspunkten geprägt war, von kommerziellen Gesichtspunkten geprägt ist. Aus Sicht der Zeitschriftenkonzerne ist Peer Review eine unglaublich billige Auslagerung von Arbeit und Verantwortung. Das heißt, wenn irgendetwas mal schief läuft, wenn ein Artikel gedruckt wird, wo die Daten nicht stimmen, wo plagiiert, gefälscht wird, dann stehen die Konzerne oder die Herausgebenden ein bisschen besser da, wenn sie auf Peer Review verweisen können. Und vor allem ist es eigentlich eine Nutzung von Gratisarbeit, die in den meisten Fällen von staatlich bezahlten Forschenden für die Konzerne geleistet wird. Wir hatten die Illusion, dass man mit Open Access diese Macht von Zeitschriftenkonzernen etwas brechen könnte. Das heißt, dass sie nicht mehr so viel Geld verlangen können für ihre Bundels, Zeitschriften, Abonnements im Multipack. Das war aber eine Illusion. Jetzt werden einfach für Open Access Gebühren erhoben und es hat sich noch viel stärker eine Logik ins Publikationswesen eingefressen, dass nämlich möglichst viel Publizieren auch möglichst hohe Margen verspricht, weil digitales Publizieren wenig kostet. Und das berichten Kolleg:innen, Herausgebende in der Germanistik und in anderen Bereichen, dass der Druck von den Konzernen sehr stark ist, möglichst viele Aufsätze usw. rauszuhauen, weil einfach quasi die Margen pro Aufsatz sehr hoch sind und man durch Quantität hohe Gewinne macht. Und das stellt eigentlich die Funktion des Peer Review als Qualitätskontrolle, als ein Puffer, der schlechte Publikationen verhindern sollte, ebenfalls in Frage. Letzter Punkt noch zum geisteswissenschaftlichen Publizieren.

Als die großen Forschungsförderorganisationen DFG, SNF usw. zu ihren Open Access-Strategien übergegangen sind, da waren die geisteswissenschaftlichen Publikumsverlage eigentlich diejenigen, die wirklich bedroht waren, weil die darauf bestanden haben, dass ihre Bücher weiterhin etwas kosten sollten. Die können nicht als PDF erscheinen, wenn die Verlage investieren und keine Druckkostenzuschüsse erhalten. Und da trafen zwei konträre Vorstellungen des freien Zugangs aufeinander: Die eine Vorstellung mit Open Access war, dass wenn etwas frei zugänglich im Netz ist, dass es dann auch breit genutzt werden kann, egal wie das aufbereitet ist. Ein hochspezialisierter Fachaufsatz in der Physik erscheint im Open Access, damit Fachstudierende der Physik das lesen können. Bei Publikumsverlagen ist aber ein anderes Zugangsprinzip viel entscheidender, nämlich, dass diese Publikationen ein relativ breites überdisziplinäres Publikum erreichen, ein heterogenes Publikum, und eben dann so abgefasst, lektoriert und zubereitet werden müssen, dass sie nicht das kleine Nischenpublikum erreichen. Also die kosten etwas und es wird investiert in die Zugänglichkeit des Produkts, wenn man so will. Und ich glaube, zum Glück hat man gesehen, dass durch die Open Access-Strategien die Publikumsverlage nicht so stark betroffen wurden, wie man das zu Beginn befürchtet hat.

Stefan Rundel: Ich möchte den Abschluss nutzen und würde Sie um ein kurzes Statement bitten. Wie kann es jetzt aussehen in der Zukunft? Also wie funktioniert *Textproduktion*, *Begutachtung*, *Veröffentlichung* in einem normativ guten Sinne aus Ihrer Sicht

für die Zukunft? Vielleicht bewusst normativ formuliert als Ausblick.

Martin Reinhart: Ich glaube zwei Punkte sind mir wichtig. Der eine ist, dass an der Ausweitung des Gutachtendenpools kein Weg vorbeiführt. Wir können empirisch zeigen, dass diejenigen, die jetzt begutachten, nicht besser begutachten als diejenigen, die begutachten könnten. Alle Experimente mit unerfahrenen Gutachtenden, was immer man für fachliche Kriterien anlegen will, führen zu ähnlich qualitativ hochwertigen Gutachten. Oder man könnte auch sagen qualitativ minderwertigen Gutachten, wenn man die jetzige Situation schlecht einschätzt. Was ich aber finde, was nicht diskutiert wurde und was als zweiter Punkte meines Erachtens ganz wichtig ist, dass das Publikationswesen und die ökonomischen Strukturen rund um die Großverlage aus Sicht jeder Art von wissenschaftlichem Selbstverständnis durchwegs negativ zu bewerten und irgendwie zu bekämpfen sind. In Zeitschriften werden Verfahren, Maßnahmen, Strukturen, Verblindungsformen etc. eingeführt, die dann schnell über alle Disziplinen gestülpt werden. Das hat zu einer starken Überschneidung von Fachkulturen geführt und das ist erst einmal zu problematisieren. Gleichzeitig sehe ich darin auch ein gewisses Potenzial nämlich, dass unterschiedliche Fächer und Fachkulturen stärker miteinander in Austausch darüber kommen, wie sie sich selbst regieren wollen. Und da sehe ich Potenzial, dass Fächer voneinander einiges lernen können. Also, dass beispielsweise verschiedene geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer viel von einer Preprint-Kultur

in der Physik lernen können. Das scheint mir ganz offensichtlich und hat in der Vergangenheit nicht unbedingt stattgefunden, weil es zwischen den Fachkulturen wenig Bezugnahmen gab. Und daran ändert sich in der Gegenwart gerade etwas. Und da bin ich eigentlich sehr positiv gestimmt, dass da vieles passieren kann, was zu neuen Experimenten in der Art und Weise führt, wie Texte produziert, begutachtet und veröffentlicht werden.

Caspar Hirschi: Ich formuliere eine kleine Utopie, wohl im Bewusstsein, dass das nicht zustande kommen würde: Ein wissenschaftliches Publikationswesen, das ich als ideal erachten würde, hätte eine sehr viel stärkere Arbeitsteilung. Ich bin mit Martin Reinhart einverstanden, dass so viel wie produziert wird, so viel muss auch begutachtet werden. Aber ich würde es für viel besser halten, wenn man im Wissenschaftssystem eine zusätzliche Spezialisierung hätte. Das heißt, dass man in allen Fachdisziplinen eine Karriere als Lektor:in machen kann. Dass man dann als Lektor:in nah an der Forschung ist, aber eben die Kompetenz Texte zu bewerten, zu beurteilen als eine eigenständige Fähigkeit angesehen wird. Damit würde in einer gewissen Weise ein altes Ideal weiterleben, das es heute noch in den akademischen Publikumsverlagen gibt, dass man Leute hat, die Fachexpertise und Lektoratserfahrung zusammenbringen. Und dass man das auch in den Natur-, Technik- und Sozialwissenschaften wieder stärker machen würde. Also, dass das Lernen nicht nur von der Physik zu den Geisteswissenschaften läuft, sondern auch einmal in die umgekehrte Richtung.

Nina Verheyen: Ich möchte zum einen das Stichwort des Publikumsverlags aufgreifen und dafür plädieren, dass die Publikumsverlage als Teil des wissenschaftlichen Betriebs begriffen werden. Es sind nicht nur Orte, an denen Wissen popularisiert wird, sondern es sind manchmal auch Orte, an denen wissenschaftliches Wissen mit entsteht. Und sie sind darüber hinaus Orte, an denen auf hohem Niveau über wissenschaftliche Texte diskutiert wird. Bezüglich der angesprochenen Ausweitung der Gutachtenden sollte man zum anderen zur Kenntnis nehmen, dass es sich um Arbeit handelt, die Zeit kostet und die entsprechend belohnt werden sollte. Wenn man jüngere Wissenschaftler:innen da systematisch einbezieht, sollte man ihnen auch verlässliche Perspektiven in der Wissenschaft bieten und sich darum sorgen, dass es mehr Entfristung gibt und eine insgesamt gleichmäßigere Bezahlung.

Elisabeth Schäfer: Ich würde an der Stelle anschließen und dieses Statement unterstreichen und vielleicht nicht nur an so etwas wie einer Expertise für Gutachten erinnern oder die in irgendeiner Weise auch als wichtig unterstreichen, sondern es geht auch um einen Moment des Ethos. Menschen, die in der Wissenschaft radikal prekariert sind, haben nicht immer alle Ressourcen, um eine Form des Ethos für sich präsent zu halten. Ob ich anonym auf einen Text antworte oder ob ich mit meinem Namen auf einen Text antworte, ich antworte immer auf einen Text. Und dieses Antworten steckt ja zumindest im deutschen Wort in der Verantwortung mit drin. Das heißt, ich muss über Ressourcen verfügen, zu wissen, dass ich jemand anderem

antworte. Und ich muss über Ressourcen darüber verfügen, welche Positionen hole ich in die Sichtbarkeit? Sind das Positionen, die ich in meinem eigenen Diskurs für richtig und wichtig halte oder verfüge ich über die Möglichkeit zu sagen, es ist eigentlich inhaltlich vielleicht sogar etwas ganz Konträres zu dem, was ich als Wissenschaftler:in selber mache und ich finde den Text aber überzeugend und wichtig und denke, wir brauchen ihn in einem kontroversen, vielfältigen Diskurs? Und aus diesem Grund antworte ich als Gutachter:in so, dass auch diese Position da ist. Also dieses Moment einer Ethik der Alterität für Gutachter:innen, wenn Sie so wollen, dass das etwas wäre an das ich an der Stelle erinnern wollen würde. Ja, weil ich vielleicht ein bisschen die Tendenz beobachten kann, das mag aber nur aus einer individuellen Position sein, dass manchmal Gutachten geschrieben werden, als müsse man sich mit Texten oder wissenschaftlichen Positionierungen identifizieren. Und ich glaube nicht, dass man sich mit allem immer identifizieren muss, sondern dass es für die Wissenschaft auch gut ist im Sinne dieser Polyphonie, auf deren Seite ich mich nun mal heute und nicht nur heute geschlagen habe, dass wir auch in Kontroversen treten und dass wir Differenzen lernen, vielleicht auch wiederentdecken, für gemeinsame kollektive Erkenntnisprozesse.

Felicitas Heßelmann: Ich kann mich eigentlich meinen Vorredner:innen nur anschließen insbesondere in Bezug auf die Frage nach der Prekarität wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und der Frage nach Machtverteilung und Ressourcenverteilung in der Wissenschaft. In Bezug auf Begutachtungsverfahren

können wir es natürlich so sehen, dass dies Orte sind an denen Verteilungskonflikte ausgetragen werden. Und gleichzeitig sehen wir in der Wissenschaft, dass wir eine extrem ungleiche Macht- und Ressourcenverteilung haben. Das sehen wir zum Beispiel in Bezug auf den globalen Norden und den globalen Süden in der Wissenschaftsproduktion, aber wir sehen das auch in Bezug auf wissenschaftliche Karrieren, die eine Art winner takes it all-Logik haben. Es gibt eigentlich keine längerfristigen Perspektiven unterhalb der Professur und wenn man eine Professur hat, dann ist man abgesichert. Und da muss man sich fragen, wenn das die darunterliegende Macht- und Ressourcenverteilung ist zu denen diese Begutachtungsverfahren führen, können das überhaupt gute Begutachtungsverfahren sein? Beziehungsweise ist es dann nicht eigentlich egal, ob wir ein Peer Review haben oder ein Old Boys-Network oder ob wir es am Ende auswürfeln, wer diesen einen Gewinn macht, während so viele andere leer ausgehen? Ist das dann wirklich die Frage, die wir uns stellen müssen, ob das ein gutes Begutachtungsverfahren ist oder ist nicht eigentlich die Ressourcenverteilung kritikwürdig, die unterhalb dieses Begutachtungsverfahrens abläuft?

Literatur

Bröckling, Ulrich & Liebhart, Wiebke (2020). „Autor ist der Name für ein Kollektiv, das schwer zu definieren ist“. Ulrich Bröckling im Gespräch mit Wiebke Liebhart. In Soziopolis: Gesellschaft beobachten. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-81430-3> [13.04.2024].

- Heßelmann, Felicitas & Reinhart, Martin (2021). Cycles of Invisibility: The Limits of Transparency in Dealing with Scientific Misconduct. In *Social Studies of Science*, 51 (3), 414–438.
- Krüger, Anne K. & Reinhart, Martin (2016). Wert, Werte und (Be)Wertungen. Eine erste begriffs- und prozesstheoretische Sondierung der aktuellen Soziologie der Bewertung. In *Berliner Journal für Soziologie*, 26 (3), 485–500.
- Schäfer, Alfred (1997). Unterhaltung beim griechischen Symposion. Darbietungen, Spiele und Wettkämpfe von homerischer bis in spätklassischer Zeit. Mainz: von Zabern.
- Schäfer, Elisabeth (2020). Writing as Artistic Research. In R. Mateus-Berr & R. Jochum (Hrsg.). *Teaching Artistic Research. Conversations Across Cultures*. De Gruyter, 85–98.
- Schäfer, Elisabeth & Hutfless, Esther (2016). Writers are dogs. Schreiben, Denken, Tier-Werden. In *Sublin/mes. Philosophieren von unten. A queer reviewed journal*. #6, Wien, 27–33.
- Spoerhase, Carlos & Hirschi, Caspar (2015). Zwischen Bleiwüste und Bilderflut: Formen und Funktionen des geisteswissenschaftlichen Buches. In Caspar Hirschi & Carlos Spoerhase (Hrsg.). *Bleiwüste und Bilderflut. Geschichten über das geisteswissenschaftliche Buch*. Kodex: Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft (5. Jg.). Wiesbaden: Harrassowitz, 1–17.
- Verheyen, Nina (2018). *Die Erfindung der Leistung*. Berlin: Hanser.

**Statement
zum Symposium**

Für Maschinen schreiben

Martin Reinhart

Unser Podium konnte das Thema der Publika wissenschaftlicher Texte nur streifen und deshalb gehe ich in diesem ergänzenden Statement der Frage nach, welche Öffentlichkeiten als mögliche Orte der Rezeption in die Schreib- und Begutachtungspraktiken der Wissenschaft hineinwirken. Felicitas Heßelmann hat im Gespräch auf den gegenwärtigen Erwartungsdruck auf Forschende hingewiesen, Forschungsergebnisse nicht nur an ein enges disziplinäres Fachpublikum zu adressieren, sondern unter dem Stichwort ‚Wissenschaftskommunikation‘ weitere Öffentlichkeiten zu bedienen (Heßelmann in Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025, 2). Für Schreibende und Begutachtende ist es deshalb naheliegend zu fragen, ob ein Text entweder für zusätzliche Publika geeignet ist oder ob sich weitere Publikationsformate an ihn anschließen lassen, die solche Publika adressieren. Der entsprechende Erwartungsdruck äußert sich in der Forschungsevaluation, wo solche Formate zunehmend gezielt eingefordert werden. Als Möglichkeitsraum stehen aber auch mehr Publika zur Verfügung, da die Kombination von digitalen Kommunikationsinfrastrukturen, Open Access und die Kommerzialisierung des wissenschaftlichen Publikationswesens zusätzliche Öffentlichkeiten zumindest im Prinzip adressierbar gemacht hat. Wer neben

der womöglich sehr geringen Zahl von Fachkolleg*innen weitere Leser*innen ansprechen kann, bedient dies u. U. auch ohne von der Forschungsevaluation darauf gestoßen zu werden. Diese Entwicklung wird unterschiedlich bewertet. Einerseits gelingt es tatsächlich, dass Forschende neue Publika nicht nur finden, sondern so mit Kolleg*innen aus angrenzenden Disziplinen oder aus praktischen Anwendungsbereichen in Austausch treten. Den wissenschaftspolitischen Imperativen von ‚societal impact‘ oder ‚Interdisziplinarität‘ wird damit im positiven Sinne entsprochen. Andererseits wird dem oft die Beobachtung einer schwindenden Qualität von Forschung entgegengesetzt. Das ist insofern nachvollziehbar, als in der Wissenschaft Qualität dadurch bestimmt ist, was ein disziplinäres Fachpublikum für qualitativ hochwertig hält. Eine (zusätzliche) Orientierung an anderen Publika muss dann fast zwangsläufig mit Qualitätseinbußen einhergehen. In gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Debatten wird das als möglicher Zielkonflikt zwischen Exzellenz und Impact verhandelt, womit die Qualitätsansprüche von disziplinären und transdisziplinären Publika gegeneinander verrechnet werden (Reinhart 2023). Ausgeblendet wird dabei, dass eine ‚Leser*innenschaft‘ entstanden ist, die nicht an den konkreten Inhalten wissenschaftlicher Texte, aber

an deren formaler und methodischer Korrektheit interessiert ist. Das sind einerseits formale Anforderungen an Texte, die in Publikationsinfrastrukturen von Verlagen eingebaut sind und die sich in Vorgaben von maximalen Textlängen, Dokumentformaten, Zitationsstilen oder Schrifttypen äußern. Andererseits ist das eine sehr erfolgreich agierende Reformbewegung, die aus der Diagnose einer Replikationskrise ableitet, dass wissenschaftliche Texte zusätzliche Anforderungen zu erfüllen und automatisierte Kontrollverfahren zu antizipieren haben. Datensätze, Materialien und Codes für Auswertungsverfahren sind mit den Texten zu publizieren; experimentelle Studien sind vorgängig zu registrieren; Texte werden automatisch auf Plagiate, Bildfälschungen oder auffällige Statistik überprüft. Auch diese sind zunehmend als formale Verfahren in Publikationsinfrastrukturen implementiert, wo sie wissenschaftliche Texte maschinell lesen, meist bevor sie überhaupt der kleinen Öffentlichkeit eines Peer Review-Verfahrens zugeführt werden. Zugespielt könnte man fragen, wie denn ein Ratgeber für wissenschaftliches Schreiben auszusehen hätte, der als Leser*innenschaft primär ein maschinelles Publikum künstlicher Intelligenzen im Blick hat. Mit dieser Entwicklung geht eine Formalisierung, ja gar Bürokratisierung wissenschaftlicher Textproduktion einher, die sich weniger an fachlichen Qualitätsvorstellungen und mehr an industriellen Qualitätssicherungsverfahren orientiert. Bei den wissenschaftlichen Textarbeiter*innen ist in der Folge der arbeitssoziologisch bekannte Substitutionseffekt von intrinsischer durch extrinsische Motivation zu erwarten, der in der Summe demotivierend wirkt (Reinhart 2022). Verschärfend kommt hinzu, dass die digitale Inf-

rastruktur und der ökonomische Konzentrationsprozess es möglich gemacht haben, dass dieses Reformprogramm implizit davon ausgehen kann, dass über die Fächer hinweg einheitliche (minimale) Qualitätsstandards gelten können. Diese Implikation widerspricht jeder Evidenz empirischer Wissenschaftsforschung, die nicht müde wird, tiefgreifende fachkulturelle Unterschiede zu diagnostizieren, die sich nicht nur in Publikations- und Begutachtungspraktiken zeigen.

Literatur

- Ebner von Eschenbach, Malte; Freide, Stephanie & Rundel, Stefan (2025). Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen. In *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Sonderheft 2: Schreiben, begutachten, veröffentlichen – Praktiken wissenschaftlichen Publizierens*, 12–39.
- Reinhart, Martin (2023). Wertvolle Forschung: Die Konstruktion, Produktion, Bewertung und Sicherung wissenschaftlicher Qualität. In David Kaldewey (Hrsg.). *Wissenschaftsforschung*. Berlin u. a.: De Gruyter Oldenbourg, 203–220.
- Reinhart, Martin (2022). Open Science as an Engine of Anxiety: How Scientists Promote and Defend the Visibility of Their Digital Selves, while Becoming Fatalistic about Academic Careers. In Andrea Mubi Brighenti (Hrsg.). *The New Politics of Visibility*. Bristol u. a.: Intellect Ltd, 175–200.

**Repliken zum
Symposium**

To publish, or not to publish.

Zugänge und Zugangshemmnisse zum sozialwissenschaftlichen Publizieren für Nachwuchs- wissenschaftler*innen

**Michelle Giez,
Annabell Lamberth &
Cathrin Mund¹**

Zusammenfassung

In dieser Replik schließen wir an Felicitas Heßelmanns Abschluss-Statement an und beleuchten unter Rückgriff auf Pierre Bourdieu Zugangshemmnisse zum Publizieren im sozialwissenschaftlichen Feld. Wir beziehen uns dabei auf die im Symposium (Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025) diskutierten Positionen der ungleichen Macht- und Ressourcenverteilung, wobei wir diese vor dem Hintergrund unserer Redaktionserfahrung um Perspektiven Studierender und Promovierender ergänzen. Abschließend werden die Rolle nachwuchswissenschaftlicher Journals sowie weitere Praktiken, die Zugangshemmnissen entgegenwirken können, diskutiert.

Publizieren · Zugangshemmnisse · Sozialwissenschaft ·
Pierre Bourdieu · Macht · Ressourcen

¹ Die Reihenfolge der Autorinnen ist alphabetisch nach Nachnamen angegeben. Alle Autorinnen haben im gleichen Maße zu der Publikation beigetragen.

To publish, or not to publish.

Zugänge und Zugangshemmnisse zum sozialwissenschaftlichen Publizieren für Nachwuchswissenschaftler*innen

Michelle Giez, Annabell Lamberth & Cathrin Mund

1. Publizieren, aber wie?

Eigene Publikationen sind neben Vorträgen auf Fachkonferenzen wesentlich für eine (erfolgreiche) Karriere in der Wissenschaft (Lutter & Schröder 2016). Besonders karriereförderlich in den Sozialwissenschaften sind Artikel in Fachzeitschriften, die im Social Sciences Citation Index (SSCI) aufgeführt werden (Graf 2016). Publizieren sollte zwar in erster Linie der Erweiterung des wissenschaftlichen Diskurses dienen, ist jedoch ohne Zweifel zur multivalenten Währung im akademischen Feld geworden, die u. a. Einfluss auf das Erlangen von Reputation sowie Zugang zu materiellen Ressourcen hat (Stephan 1996). Auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs ist das Thema Publikationsproduktivität relevant, insofern ihre Forschungsleistung unter anderem anhand ihrer Anzahl qualitativ hochwertiger Publikationen erfasst wird (Long, Crawford, White & Davis 2009; Rübken 2011).

„Leider ist der Überarbeitungsaufwand neben Lohnarbeit für mich nicht möglich“ oder „Ich schaff’s einfach neben meinen anderen Verpflichtungen nicht“ sind hingegen Nachrichten, die wir in der Redaktion des Soziologiemagazins auf unsere Reviews und Überarbeitungsvorschläge hin regelmäßig erhalten. Denn, obwohl wir als nachwachswissenschaft-

liches Journal das Publizieren möglichst niedrigschwellig gestalten möchten – durch enge Autor*innenbetreuung, Textfeedback auf Augenhöhe und friendly review – ist das Publizieren von Beiträgen kein Selbstläufer und trägt gleich welcher Qualifikationsstufe unterschiedliche Herausforderungen an die Autor*innen heran. In diesem Beitrag soll es daher vor allem um die nötigen Rahmenbedingungen und „ein Fenster der Gelegenheit“ (Sarcinelli 2010, 262–263) gehen – Bedingungen, die dem Publizieren vorgelagert sind. Wir schließen hiermit an das Abschlussstatement von Felicitas Heßelmann an, in dem sie sagt:

„Und gleichzeitig sehen wir in der Wissenschaft, dass wir eine extrem ungleiche Macht- und Ressourcenverteilung haben. Das sehen wir zum Beispiel in Bezug auf den globalen Norden und den globalen Süden in der Wissenschaftsproduktion, aber wir sehen das auch in Bezug auf wissenschaftliche Karrieren, die eine Art winner takes it all-Logik haben.“ (Heßelmann in Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025, 38)

Daraufhin schließt sie mit der Frage, ob „nicht eigentlich die Ressourcenverteilung kritikwürdig [ist], die unterhalb dieses Begutachtungsverfahrens abläuft“ (ebd., 38).

Als Redaktions- und Vorstandsmitglieder des soziologiemagazin e.V., die in Review- und Lektoratsprozessen im engen Austausch mit Autor*innen stehen, sehen wir die Möglichkeit, einen genaueren Blick auf die Ressourcen, die das Publizieren erfordert, zu werfen. Wir fragen: Welche Bedingungen ermöglichen bzw. verunmöglichen den Zugang zum Publizieren? Wie wirken sich Ungleichheiten wie Herkunft und Geschlecht auf die Selbst- und die Fremd-ermächtigung zum Publizieren aus? Welche

Position nehmen wir als nachwachswissenschaftliches Journal in diesem Zusammenhang ein?

Unser Ziel ist es, die im Symposium angerissenen Positionen weiterzudenken und auf Aspekte der ungleichen Ressourcenverteilung unter Studierenden und Promovierenden einzugehen. Im Mittelpunkt der Betrachtungen steht das Journal-Publishing, da Fachzeitschriften einerseits einen besonderen Stellenwert im Wissenschaftssystem einnehmen (Lutter & Schröder 2016). Andererseits treten die Bedingungen von Zugängen zum Publizieren im Prozess des Journal-Publishings wie unter einem Brennglas hervor – Journals haben „bei zunehmender Publikationsmasse eine große Orientierungs- und Filterfunktion“ (DFG 2022, 14). Nicht zuletzt bildet das Herausgeben von Zeitschriften im sozialwissenschaftlichen Feld den Erfahrungshintergrund der Redaktionsmitglieder des soziologiemagazin e.V. Es wird als Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit Zugangsschwernissen zum Publizieren herangezogen und um Daten aus

einer 2020 durchgeführten Umfrage unter Soziologiemagazin-Leser*innen und -Autor*innen ergänzt (Teilergebnisse veröffentlicht in Riedl, Müller-Brandeck, Schwertel & Bischoff 2021).² Ziel der Umfrage war es, Gründe für die anhaltende Geschlechterungleichheit bei Beitragseinreichungen zu ermitteln. Damit bleiben die Ergebnisse zunächst auf die Arbeit des Soziologiemagazins beschränkt, geben aber auch Hinweise auf eine generelle Lage von Nachwuchswissenschaftler*innen in Bezug aufs Publizieren. Diese werden in Folge angelehnt an die Feldtheorie Pierre Bourdieus sowie aktuelle wissenschaftliche Befunde exploriert und abschließend vor dem Hintergrund der Redaktionsarbeit des soziologiemagazin e.V. betrachtet.

2. Publizieren statt archivieren³: Der Ansatz des soziologie- magazin e.V.

Nach dem 1. Studentischen Soziologiekongress 2007 in Halle (Saale) gründeten Studie-

² Anlass der Umfrage war der Befund, dass der Mittelwert des Frauen*anteils unter den Soziologiemagazin-Autor*innen in den vergangenen zehn Jahren bei circa 30 Prozent lag. Für die zu diesem Zeitpunkt letzten fünf Hefte lag der Anteil der Frauen* unter den Autor*innen sogar nur bei acht Prozent. Die nicht-repräsentative Online-Umfrage lief vom 21. Dezember 2020 bis 31. Januar 2021 und wurde von 96 Personen gültig ausgefüllt. Neben soziodemografischen Fragen nach Geschlecht, Alter, Studienlevel und -fach, Erstsprachen, Bildungsabschluss der Eltern und Migrationserfahrung, wurden Fragen nach den Erfahrungen und Hürden im Einreichungsprozess für das Soziologiemagazin gestellt. Es wurde nach moderierenden Aspekten wie der Zeitaufwand für Arbeits- und Bildungstätigkeiten gefragt, wobei Vorüberlegungen und erste Hypothesen zur Erklärung des Gender-Publication-Gaps im Soziologiemagazin einfließen. Beantwortet werden sollte: Warum ist unser Angebot für manche niedrigschwelliger als für andere? Was sind die Beweggründe unserer Leser*innen, bei uns Texte einzusenden, beziehungsweise nicht einzusenden? Welche Rolle spielen die Themen der Calls? Was können wir konkret tun, um diesem Ungleichgewicht entgegenzuarbeiten und den Gender-Publication-Gap zu schließen? Bedingung für eine Teilnahme an der Umfrage war nicht, bereits beim Soziologiemagazin eingereicht zu haben, da Gründe für nicht-getätigte Einreichungen explizit von Interesse waren (Riedl et al. 2021).

³ Der Leitsatz des Soziologiemagazins „Publizieren statt archivieren“ verweist darauf, dass viele gute Ideen in Haus- und Abschlussarbeiten oft ungenutzt in die Schublade oder den Archivordner wandern – und zu Unrecht außer den Betreuer*innen kein Publikum finden (Schwertel & Schulz 2020).

rende und Absolvent*innen der Soziologie den soziologiemagazin e.V. mit dem Ziel, Arbeiten von Nachwuchswissenschaftler*innen mehr Sichtbarkeit zu verschaffen und die Möglichkeit zu bieten, erste Erfahrungen im wissenschaftlichen Schreiben und Veröffentlichlichen zu sammeln. Seit 2009 gibt der Verein erst jährlich, seit 2011 zweimal im Jahr das Soziologiemagazin im Open Access heraus. Seit 2013 erscheint das Journal im Verlag Barbara Budrich. Zu themenbasierten Calls haben Nachwuchswissenschaftler*innen, Studierende bis Promovierende, die Möglichkeit, Texte einzureichen und zur Veröffentlichung zu bringen (Schulz, Erz & Riedl 2019, 95).

Zu den laufenden Heftveröffentlichungen sind über die Jahre weitere Aktivitäten und Formate hinzugekommen: Auf dem Soziologieblog erscheinen Rezensionen, Tagungsberichte und Blogposts von Nachwuchswissenschaftler*innen. Bisher veröffentlichte die Redaktion neun Sonderhefte, unter anderem in Kooperation mit Lehrforschungen an der Humboldt-Universität zu Berlin oder der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Unter dem Titel *Soziologische Fragmente* erscheint seit 2020 in loser Folge eine Working-Paper-Reihe, ebenfalls 2020 veröffentlichte die Redaktion ihren ersten Sammelband (Schulz & Schwertel 2020). Redaktionsmitglieder organisieren nachwuchswissenschaftliche Panel auf soziologischen Fachkongressen und betreuen Social-Media-Kanäle. Der Verein ist zu einer „umfassende[n] Medienplattform“ (Rudolfi & Krüger 2018, 67) geworden.

Dabei stellt das Soziologiemagazin selbst ein „Probierfeld“ (ebd.) dar. Die Redaktion setzt sich aus ehrenamtlich tätigen Studierenden, Absolvent*innen und Promovierenden der

Soziologie und angrenzenden Disziplinen zusammen. Diese sind für den gesamten Heftprozess zuständig, welcher sich über die Textauswahl, den zwei Runden umfassenden Review-Prozess und ein Lektorat erstreckt. Die Redaktionsmitglieder begleiten dabei die Autor*innen durch die einzelnen Schritte des Prozesses bis zum fertigen Text. Damit dient das Soziologiemagazin unweigerlich auch als Lernraum für das Handwerk des Redigierens und Veröffentlichens. Zusätzlich begleitet ein Beirat bestehend aus erfahrenen Wissenschaftler*innen den Reviewprozess und hilft, die Texte vor dem aktuellen wissenschaftlichen Diskurs einzuordnen (für einen ausführlichen Einblick in unseren Reviewprozess s. Ring & Krüger 2014).

Der Verein verfolgt eine emanzipatorische Praxis, indem er Möglichkeiten schafft, wissenschaftliches Publizieren einzuüben und sich mit den Regeln des wissenschaftlichen Feldes vertraut zu machen. Dabei macht er Wissen explizit – Bewertungen durch Redaktionsmitglieder werden möglichst transparent gemacht, Fragen sind zulässig und beidseitiges Lernen Teil des Prozesses (Mund 2021, 2). Dabei gilt es auch, Beiträge zu fördern, die jenseits des Fachjargons verständlich sind und im Sinne einer öffentlichen Soziologie bestehen können (Schwertel & Schulz 2020, 18–19). Zwar geht der emanzipatorische Anspruch der Redaktion über jene anderer Journals hinaus, das Soziologiemagazin orientiert sich jedoch trotz aller Freiheiten eines nicht-kommerziellen nachwuchswissenschaftlichen Journals in seinen Prozessen und Kriterien an den Gepflogenheiten etablierter sozialwissenschaftlicher Zeitschriften. Die Entscheidung für einen wissenschaftlichen Beirat kann „als ein

Zeichen für ein wissenschaftsnahes und gegen ein beliebiges Publizieren gesehen werden“ (Rudolfi & Krüger 2018, 65). Vor allem geht es der Redaktion darum, die Durchlässigkeit an den Grenzen des wissenschaftlichen Feldes zu erhöhen und den Einstieg ins Publizieren so niedrigschwellig wie möglich zu gestalten (Mund 2022).

3. Publizieren, aber nicht für alle

Über den steigenden Publikationsdruck im Sinne eines ‚publish or perish‘ existiert ein breiter wissenschaftlicher Diskurs, der verschiedene Aspekte des Publizierens problematisiert. Ein kürzlich erschienenes Paper von Aurore Receveur et al. (2024) betont die dramatischen Auswirkungen der Finanzialisierung des Publikationssystems, die im Speziellen die vulnerable Gruppe der Nachwuchswissenschaftler*innen treffen. Publizieren ist also einerseits unabdingbar für den wissenschaftlichen Erfolg (Lutter & Schröder 2016), zum anderen gibt es zahlreiche systematische Hemmnisse, die das Publizieren von Ergebnissen erschweren. So zeigt sich etwa, dass nur bestimmte Forschung in bestimmter Weise als publikationswürdig gilt; insbesondere in quantitativer Forschung sind neue Erkenntnisse bevorzugt, die als positive (signifikante) Ergebnisse erscheinen sollen (Fanelli 2012). Darüber hinaus führt die Beschaffenheit des Publikationsmarkts und ein Überangebot an Manuskripten dazu, dass Wissenschaftler*innen damit rechnen müssen, dass ihre Einreichungen nicht zur Veröffentlichung angenommen werden oder mindestens ein großer Überarbeitungsaufwand

eingefordert wird (Rosenbaum 2016); nicht immer hat dies mit der mangelnden Qualität der Forschung zu tun (Lehmann 2018, 55). Begleitet wird dies von einer „doppelte[n] Zielorientierung“ (Reinhart in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 26) der Wissenschaft, wie es von Martin Reinhart im Symposium genannt wird:

„Auf der einen Seite erwarten wir von der Wissenschaft, dass sie neues Wissen produziert, dass sie Innovation, Überraschung, Fortschritt leistet. Und auf der anderen Seite erwarten wir von ihr, dass sie Wissen sichert, in gewisser Weise festzurrt, zertifiziert, belastbar gestaltet. Insbesondere auch, weil wir in den gegenwärtigen Gesellschaften häufig die Situation haben, dass gesellschaftliche Akteure auf das wissenschaftliche Wissen angewiesen sind [...]. Und das schafft ein Spannungsverhältnis.“ (ebd.)

Zu den Hemmnissen des Publizierens zählen ferner Intransparenzen in der Bewertung von Publikationen, auf die Reinhart im Symposium ebenfalls verweist (ebd.) und zu denen insbesondere Peer Review-Verfahren beitragen. Reviewer*innenpositionen können als machtvolle Positionen im Konkurrenzkampf mit anderen Forschenden statt zur Qualitätsbewertung und -sicherung für die Etablierung der eigenen Position genutzt werden, sei es durch ‚Ideenklau‘ oder Abwertung von Arbeiten, die einen wertvollen Beitrag zum Fachdiskurs leisten (ebd., 31-34). In Peer Review-Verfahren können dem wissenschaftlichen Feld inhärente Formen epistemischer Gewalt wirksam werden, indem sich bestimmte Arten des Forschens und Schreibens auf vielfältige Weise immer wieder als einzig anerkannte Praxis durchsetzen, immer mehr

Anspruch auf Universalität erheben und zunehmend als alleiniges Kriterium für sogenannte Exzellenz gelten. Wissensproduktionen, die kein Peer Review-Verfahren durchlaufen, werden entsprechend marginalisiert. Resultat ist dann, wie Karen Bennet beklagt, eine „epistemologische Monokultur“ (Bennet 2015).

Gleichermaßen beeinflussen Förderbedingungen von Wissenschaft die Wissensproduktion und ihre Verarbeitung (Höhne 2022). Ökonomisches Kapital, Stellen wie Forschungsförderungen, sind im wissenschaftlichen Feld extrem verknappt, wodurch die Form des Forschungsausgangs maßgeblich beeinflusst wird. Elisabeth Schäfer weist darauf hin, dass „Stilvielfalt nicht unbedingt im Vordergrund steht“, wenn es um „das ökonomische Überleben von Forscher*innen, auch von Nachwuchsforscher*innen geht“ (Schäfer in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 19). Wir sehen für die Wissenschaft, um wieder Heßelmann zu zitieren, „dass wir eine extrem ungleiche Macht- und Ressourcenverteilung haben“ (Heßelmann in ebd., 38). Die idealen Bedingungen zum Publizieren (Sarcinelli 2010) sind hierdurch für Nachwuchswissenschaftler*innen wie etablierte Forscher*innen nur selten gegeben.

3.1 Zugangshemmnisse durch das Feld VOR dem Feld

Dem Soziologen Pierre Bourdieu folgend, gehen wir davon aus, dass die Möglichkeiten, sich eine Position im wissenschaftlichen Feld zu erarbeiten und zu publizieren, schon vor dem Feldeintritt entschieden werden. Denn in den Spezifika des wissenschaftlichen Feldes sind Zugangshemmnisse angelegt, die

bereits im *Vorfeld* bestimmte Ressourcen (Kapital) erfordern, um Eintritt zu erhalten (Bourdieu 1987; 1988).

Von der Wahl des Studiums, über die Aufnahme einer Promotion, bis hin zur Professur – soziale Herkunft entscheidet darüber, welche Strategien der Positionierung im Feld der Wissenschaft eingeschlagen werden und welche Aussichten auf beruflichen Erfolg bestehen (Lange-Vester & Teiwes-Kügler 2013; Schneickert 2013; Lenger 2018). Weiterhin wirkt sich insbesondere die Kategorie Geschlecht auf die mögliche Forschungsproduktivität während der Promotionsphase aus (Jaksztat 2017).

Denn, wie Eva Barlösius (2012) darlegt, beruht die auf Leistungsanerkennung gründende wissenschaftliche Reputation nicht auf Fachwissen allein und auch ein erfolgreich absolviertes Studium ist keine Garantie für eine wissenschaftliche Karriere. Vielmehr begründet sie sich auf einer feldspezifischen Kapitalzusammensetzung, dem wissenschaftlichen Kapital. Entgegen der Präsumtion eines rein meritokratischen Ausleseprinzips, wie es schon Robert Merton in seiner berühmten Universalismus-Norm (Merton 1985, 90) für die Wissenschaft bestimmte, ist es ein offenes Geheimnis, dass nicht allein wissenschaftliche Leistung und Exzellenz entscheidend sind, um in diesem Feld zu bestehen. Wer Zugang zum Feld der Wissenschaft erhalten möchte, muss neben Fachwissen zum Beispiel auch Wissen über legitimes Sprechen (Bourdieu 2012), institutionelles Wissen oder die Zusammenarbeit mit relevanten Akteur*innen nachweisen können (Lenger 2008). Leistung im wissenschaftlichen Feld entsteht über „mimetische Zuschreibungsprozesse“ (Beaufays 2003, 170).

Sie ist abhängig davon, „worüber gesprochen wird“ bzw. „was in aller Munde ist, was dann angeblich gut ist“ (ebd., 170), und davon, von denen legitimiert zu werden, die die „Macht über die Reproduktionsinstanzen“ (Bourdieu 1988, 149) innehaben. So zeigt sich, dass insbesondere die Tätigkeit als studentische Hilfskraft, bei der relevantes Wissen über das Feld vermittelt wird, einen Türöffner zur Promotion darstellt. Die Aufnahme einer solchen Tätigkeit ist allerdings genauso durch Zugangsbeschränkungen belegt und hängt u.a. stark von der sozialen Herkunft ab (Jaksztat 2014). Nicht nur der Zugang, sondern auch die Bedingungen einer Stelle als studentische Hilfskraft sind mitunter prekär und ein Privileg, was man sich ‚leisten können muss‘ (Laboda, Vahid-Moghtada & Schulze 2023), aber zum Erwerb von sozialem und kulturellem Kapital enorm beitragen kann. Der richtige *Kapitalmix* einer Person, der *Habitus*, ist entscheidend, um Zugänge zum Feld der Wissenschaft zu erhalten und dieser wird vorrangig nicht im Curriculum des Studiums erworben (Bourdieu 1988). Akteur*innen sind „gleichsam als ganze Personen, also mit Identität und Identifikation und Erwartungen von Autonomie und Anerkennung involviert“ (Höhne 2022, 24).

3.2 Implizites Wissen über das Publizieren

Wer erfolgreich publizieren und dadurch eine Position im Feld ergattern möchte, der*die muss zudem mit den feldinhärenten Regeln des Publikationsmarktes und den Bedingungen des (vorgelagerten) Schreibens vertraut sein. Zum einen geht es hierbei um das *Wissen zum Schreiben*, das mit der Idee zum Text beginnt und sich im Vermögen um Formu-

lierungen fortsetzt. Wer erfolgreich ein Paper einreichen möchte, muss wissen, wie sich ein überzeugender Abstract schreibt und wie der ideale Zeitschriftenartikel aufgebaut sein sollte. Zum anderen ist es aber das *Wissen um das Publizieren selbst*, das frühzeitig über den Erfolg eines Textes entscheidet und über das die Autor*innen Wissen akkumulieren müssen. Hierzu zählen neben dem Wissen darüber, wie relevant Publizieren überhaupt ist, auch das Wissen um den zeitlichen und organisatorischen Ablauf des Publikations- und Reviewprozesses (was kommt wann) sowie das Wissen darüber, wie sich relevante Journals identifizieren lassen, welche Art der Veröffentlichungen in welcher Karrierestufe relevant sind oder Kenntnisse über Ansprechpersonen oder die Konventionen bei der Autor*innenschaft (Heßelmann, Schendzielorz & Sorgatz 2021). Hierbei handelt es sich um Wissen, das kaum oder wenn nur implizit wie informell in Universitätsseminaren oder studienbegleitenden Kolloquien weitergegeben wird und das einmal mehr von den individuellen Ressourcen einer Person abhängt – sie muss in der Lage sein, „Leistung zur Darstellung [zu] bringen“ (Beaufäys 2003, 186). Denn wie auch im Symposium angeschnitten wurde, beginnt die Frage um Zugänge zum Publizieren bereits mit der „Frage der Lehre“ (Verheyen in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 18). Wenngleich auf das wissenschaftliche Schreiben einer Hausarbeit und die Bibliotheksrecherche curricular vorbereitet wird, obliegt es, zumindest in Deutschland, Nachwuchswissenschaftler*innen, sich das nötige Wissen darüber hinaus anzueignen. Ungleich bleibt hierbei auch, dass es zu großen Teilen vom akademischen oder privaten Umfeld ab-

hängt, überhaupt die richtigen Fragen stellen zu können. Insbesondere Nachwuchswissenschaftler*innen, die eher lose in akademische Strukturen eingebunden sind, sei es aufgrund der Förderung durch eine gesellschaftspolitische Stiftung oder durch den Erwerb des Lebensunterhaltes außerhalb klassischer akademischer Stellen, sind hier einmal mehr herausgefordert (Kamski, Metz-Göckel & Selent 2005) – Wissen wird in solchen Konstellationen, die oft auch eine stärkere räumliche Trennung mit sich führen, viel seltener nebenbei vermittelt. Denn der soziale Raum kann mit Bourdieu nicht nur metaphorisch verstanden werden, insofern auch die Stellung im physischen Raum den Einsatz und Erwerb der verschiedenen Kapitalsorten behindert oder fördert (Bourdieu 1991). Stattdessen tritt an Stelle des ‚Wissens um‘ vielmehr die Wichtigkeit, als Individuum mit besonderer wissenschaftlicher Begabung hervorgebracht zu werden (Beaufäys 2003). Darauf, dass Wissenschaft auch nach dem Studium noch erlernt wird, deuten zwar Einrichtungen wie Graduiertenschulen hin, dennoch bleibt der Erfolg von Wissenschaftler*innen durch alle Fächer hindurch abhängig davon, ob sie im Feld als wissenschaftliche Persönlichkeiten konstituiert werden (ebd.).

3.3 Zensur und Selbstzensur

Schließlich kommt in diesen Zusammenhängen das Prinzip der Zensur und Selbstzensur (Bourdieu & Passeron 1973, 56) einmal mehr zum Tragen. Wer erfolgreich

publizieren möchte, muss sich zuallererst selbst befähigen. Neben sozialem Kapital in Form von externer Bestätigung der eigenen Fähigkeiten, beispielsweise dem Angebot an einer Publikation mitzuwirken, ist auch das psychologische Konzept der Selbstwirksamkeit von Bedeutung (Schwarzer & Jerusalem 2002). So gab die Mehrheit unserer Leser*innen bei der von uns durchgeführten Umfrage an, dass sie mangelndes Selbstbewusstsein als Hindernis ansehen, einen Beitrag beim Soziologiemagazin einzureichen (Riedl et al. 2021). Populärwissenschaftlich als ‚Imposter-Syndrom‘ bekannt, hat die Selbstzensur der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit einen maßgeblichen Einfluss darauf, ob teilgenommen und publiziert wird. Stärker betroffen sind hiervon vor allem Personen, die sich aus ihrem sozialen Hintergrund heraus weniger zu einer wissenschaftlichen Karriere befähigt sehen. Als Beispiel sei hier die doppelte Vergesellschaftung von Frauen*⁴ genannt, welche (zumeist) durch die zusätzlich geleistete Care-Arbeit generell weniger Ressourcen zur Verfügung haben, um den Feldzugang zu erleichtern und zudem qua ihres Geschlechts weniger Unterstützung für eine akademische Karriere erfahren (Heintz, Merz & Schuhmacher 2004).

In unserer Umfrage weisen Teilnehmende auf die Frage, warum weniger Texte von Frauen* für das Soziologiemagazin eingereicht werden, vor allem auf den Faktor Zeit und „die Mehrfachbelastung von Frauen“ (TN 97), die „Mehr Care-Arbeit“ (TN 97), als Hemmnis

4 Das Gendersternchen (*) hinter einem Wort dient an dieser Stelle als Verweis auf den Konstruktionscharakter von ‚Geschlecht‘. „Frauen*“ bezieht sich dabei auf alle Personen, die sich unter der Bezeichnung „Frau“ definieren, definiert werden und/oder sich sichtbar gemacht sehen und sich als solche für die Teilnahme an der Umfrage entschieden haben.

hin. So ist es „[v]or allem, die Tatsache, dass ein ganzer Text eingereicht werden muss bevor eine*r weiß, ob es angenommen wurde. Das kostet viel Arbeitszeit, die evtl. umsonst war, und erfordert ein großes Selbstbewusstsein, dass eine*r auch angenommen wird“ (TN 58). Auch würde „Männern in der Wissenschaft [...] von den Frauen der Rücken für die Karriere freigehalten“ (TN 47) und „für Frauen macht das m. E. niemand und die Belastungen sind wesentlich höher“ (TN 47). Frauen würden „privat weniger zu einer wissenschaftlichen Karriere motiviert/unterstützt“ (TN 87).

Gerade Frauen* sind demnach einmal mehr auf die Legitimierung ihrer Arbeit durch etablierte Akteur*innen des Feldes angewiesen, etwa durch Co-Autor*innenschaft oder Arbeitsgruppen, oder benötigen andere Zugänge zum feldspezifischen Wissen. Teilnehmende der besagten Umfrage weisen hier insbesondere auf eine direkte Adressierung von Frauen* und Menschen mit Migrationshintergrund in Calls hin (TN 40) oder die Wissensweitergabe etwa in Schreibworkshops für Frauen*, im Sinne der Entwicklung eines „Trittleiterprinzips“ (TN 44). Genauso kann die Selbstlegitimierung auch an einer feldinhärenten Sprache scheitern. Eine* der Befragten begründet ihre* Hemmnisse beim Verfassen von wissenschaftlichen Beiträgen folgendermaßen:

„An der Uni gelten meiner Meinung nach viel zu strikte Vorgaben in Bezug auf das, was wissenschaftliche Sprache ist. Und das bezieht sich nicht auf die Formalitäten“ (TN 82).

Ferner sagt die Person:

„Für mich ist wissenschaftliche Sprache durch und durch männlich. Als Frau hat man oft das Gefühl, einen Teil seiner Weiblichkeit

aufgeben zu müssen, nur um als professional [sic!] angesehen zu werden“ (ebd.).

Eine* andere* Teilnehmerin* sieht, dass die Sprache des sozialwissenschaftlichen Feldes „mit der Theorielastigkeit auch eine Art ‚Distinktionsmerkmal‘ enthält, welches Frauen eher abschreckt“ (TN 95). Sie* plädiert dafür, „komplizierte Sachverhalte allgemeinverständlich zu formulieren. Ohne daß [sic!] die Komplexität verloren geht“ (ebd.). Ähnliche Hemmnisse bilden etwa die „androzentrische Themenwahl“ (TN 48) in Calls, die Nachwuchswissenschaftler*innen von einer Einreichung abhält, oder die Schwierigkeit „eigenständige Gedanken einzubringen [...] [d]ie nicht in einem aktuellen ‚Mainstream‘ [...] verortet – und damit geduldet – werden“ (TN 95). Mehrfach kommt in unserer Umfrage zum Tragen, dass sich die Teilnehmenden unzureichend auf das wissenschaftliche Schreiben vorbereitet fühlen und stark auf implizites Wissen zurückgeworfen sind.

4. Zum Publizieren kommen

Ein Teilfeld, in welchem sich die von uns problematisierten Zugangshemmnisse kumulieren, ist die universitäre Lehre und Ausbildung. Zwar gibt es an den meisten Universitäten bereits ein breites Angebot an (teilweise fachspezifischen) Unterstützungsangeboten. Diese sind jedoch eng an den in der Universität geforderten Schreibformaten ausgelegt und dienen meist nicht der gezielten Vorbereitung auf das Publizieren. In unserer Redaktionspraxis, die sich durch eine besondere Nähe zu Nachwuchswissenschaftler*innen auszeichnet, beobachten wir unter

Studierenden entsprechend fehlendes Wissen darüber, wie sich eine ‚gute‘ Hausarbeit von einer ‚guten‘ Publikation unterscheidet oder wie ein überzeugendes Abstract formuliert wird. Universitäre Schreibwerkstätten und Angebote zum Publizieren fangen Fragen von Nachwuchswissenschaftler*innen zwar mittlerweile durchaus auf – die vielfach eher generalisierten Angebote ersetzen aber kaum die notwendigen Ansprechpersonen und Netzwerke in den eigenen Fächern. Die Teilnahme an ihnen setzt darüber hinaus individuelle Zeitressourcen und eine grundsätzliche Fähigkeit voraus, die eigenen (Lern-) Bedürfnisse zu erkennen.

Eine Lösung kann sein, Schreiben und Publizieren in das Curriculum der Lehre aufzunehmen – und Lehrende in die Pflicht zu nehmen, Wissen zum Schreiben explizit zu machen (Bröckling & Liebhart 2020) sowie handlungspraktische Anreize zu schaffen, indem das Schreiben mit Blick auf das Publizieren und nicht nur das Archivieren vermittelt wird. Nicht nur würden hierdurch mehr Studierende mit dem Gedanken, publizieren zu können, vertraut gemacht, sondern es erschiene ihnen wesentlich legitimer, mit ihren Arbeiten an die wissenschaftliche Öffentlichkeit zu treten. Aber auch zeitpraktische Gründe sprechen dafür, bereits in der universitären Lehre Platz für das Publizieren zu schaffen: Gerade die Überarbeitung von Texten, um sie publizierbar zu machen, stellt einen enormen Zeitaufwand für Studierende und angehende Wissenschaftler*innen dar. Wie dargestellt, erreichen uns in der Redaktion regelmäßig Absagen von Autor*innen, die aufgrund von Erwerbsarbeit oder anderen gesellschaftlich ungleich verteilten Belas-

tungen doch von einer Publikation absehen. Lehre kann diese Ungleichverteilung von Ressourcen in bedingtem Maße ausgleichen und ökonomisch-zeitlichen Zugangshemmnissen entgegenwirken. So kooperiert das Soziologiemagazin zwar (noch) nicht im Sinne von Veranstaltungsformaten mit Lehrenden, engagierte Dozent*innen haben in der Vergangenheit allerdings immer wieder gemeinsam mit der Redaktion Sonderhefte herausgegeben, in denen sie studentischen (Lehr-) Forschungen Sichtbarkeit verleihen konnten und Studierenden einen Platz zum Veröffentlichlichen eingeräumt haben – Erfolgserlebnisse, die die Selbstwirksamkeit fördern und einer ungleichheitsbedingten Selbstzensur entgegenwirken.

Aus unserer Redaktionsarbeit sehen wir allerdings vielmehr noch die Notwendigkeit neuer Formate, die *Wissen zum Schreiben* zielgerichteter mit Bewusstsein für die unterschiedliche Ressourcenausstattung und damit verbundenen Erfahrungs- und Wissensbestände ihrer Adressat*innen konzipieren (und das ohnehin schon volle Curriculum verlassen). Formate, die auch implizites Wissen *über* das Publizieren sowie die Relevanz des Publizierens zum Bestehen im wissenschaftlichen Feld vermitteln. *Wo* kann ich *was* publizieren? Welche Sprecharten und Schreibformen gelten in meinem Fachbereich oder gar Institut als legitim? Welche Publikationsformen sind meiner Positionierung im wissenschaftlichen Feld zuträglich?

Zuvorderst zu nennen wären hier Peer-to-Peer-Formate, die auf Augenhöhe funktionieren: Nun ist zwar Peer-Learning als Konzept weder neu noch revolutionär – die Relevanz von Peers für den Bildungsaufstieg wird schon

seit längerem erkannt und ist Basis vieler Förderprogramme (z.B. ArbeiterKind.de). In Bezug auf den im Wissenschafts- und Bildungsdiskurs weniger beachteten Zusammenhang zwischen sozialen Ungleichheiten und erfolgreichem Publizieren ist allerdings das Potenzial von Peer-Konzepten noch nicht eingelöst. Solche Formate können etwa autonome studentische Tutorien, Projektwerkstätten, Blogs oder Hochschulzeitungen sein. Nachwuchswissenschaftliche Journals⁵ zeichnen sich hierfür im Besonderen aus, da sie einerseits ein niedrigschwelliges Probierfeld darstellen, indem anders als bei anderen Journals weniger die Beurteilung als in erster Linie die Befähigung unerfahrener Autor*innen durch eine enge Betreuung im Vordergrund steht, sie aber gleichzeitig realitätsgetreu, also in ihrer Praxis an den etablierten Praktiken und Bewertungskriterien gängiger Journals ausgerichtet sind. Gerade in Bezug auf die Anleitung und Bewertung können Peers durch geteilte Erfahrungen und eine gemeinsame Sprache einen diversitätssensibleren Zugang zu Nachwuchswissenschaftler*innen gewinnen und diese abholen, wo sie stehen. Dadurch, dass Peer-Konzepte in starkem Maße auf eine nachwachswissenschaftliche Selbstorganisation setzen, eröffnen sie ein doppeltes Probierfeld für Schreibende wie Anleitende. Sie schaffen Raum für Korrekturen, Scheitern und Umwege und tragen nicht nur dazu bei, Hemmungen abzubauen, vermeintlich illegitime Fragen zu stellen, sondern sie kratzen auch an dem Mythos der besonderen wissenschaftlichen Begabung. Nicht

zuletzt bereichern Nachwuchsforen die feldinhärenten Praktiken um vielfältige Herangehensweisen und brechen mit der Gleichförmigkeit der „epistemologischen Monokultur“ (Bennet 2015).

Realistischerweise brauchen auch selbstorganisierte Formate ihre Unterstützer*innen, die ihnen im Feld eine Legitimation zusprechen und Zugänge ermöglichen. So sind es für das Soziologiemagazin etwa unsere wissenschaftlichen Beiratsmitglieder, die die Rolle von Gutachter*innen einnehmen, die als Multiplikator*innen fungieren, indem sie unsere Calls bewerben und Studierende zu Einsendungen ermutigen oder eigene Sonderhefte anstoßen. Zu nennen wären hier aber auch Kooperationen mit Personen aus dem Feld des Publikationswesens, etwa Redaktionen und Verlage, die früh Einblicke in das Innenleben der Blackbox ‚gute Publikation‘ geben und erlauben, sich mit einer ersten eigenen Veröffentlichung auszuprobieren.

Selbstkritisch sei auch in Bezug auf die Arbeit des Soziologiemagazins darauf hingewiesen, dass die hier skizzierten Überlegungen die bestehende symbolische Ordnung bestimmter Kompetenz- oder Zugehörigkeitskriterien (Bourdieu & Wacquant 1996, 130) nicht zwangsläufig angreifen. Die dem Feld inhärenten Regeln, was einen ‚guten‘ Text, eine ‚gute‘ Publikation oder ‚gute‘ Wissenschaft ausmacht, bleiben in ihren Grundbestimmungen bestehen. Die im Feld der Wissenschaft und des Publizierens „extrem ungleiche Macht- und Ressourcenverteilung“ (Heßelmann in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 38) hebt

⁵ Neben dem *Soziologiemagazin* stellen die Zeitschrift *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung* oder die *SuN. Soziologie und Nachhaltigkeit. Beiträge zur sozial-ökologischen Transformationsforschung* weitere Beispiele für niedrigschwellige Probierfelder dar.

sich dadurch nicht grundlegend auf – die Wahrnehmung etwa als ernstzunehmendes nachwuchswissenschaftliches Organ und das daraus folgende Interesse von Nachwuchswissenschaftler*innen, darin zu publizieren, ist von etablierten Bewertungslogiken abhängig.

Es ist kaum möglich, Räume zu schaffen, die vollkommen frei von sprachlichen wie performativen Ausschlüssen sind. Unterstützungsangebote (z. B. kostenfreie Kinderbetreuung, Stipendien) und Peer-Konzepte können eine ausgleichende oder korrigierende Instanz darstellen, die dazu befähigen kann, eine Position im Feld zu erlangen. Veränderungen im Feld als Ganzes sind dadurch aber nicht zu erwarten.

Nach Bourdieu können sich die Spielregeln und Sprechweisen eines Feldes erst dann verändern, wenn es neuen Akteur*innen gelingt (mit vorzugsweise anderen Laufbahnen und Habitus), einzutreten (Bourdieu 1987). Dann, wenn mehr Akteur*innen mit diversen sozialen Hintergründen, die häufig eine „andere Art und Weise haben, an Themen heran zu gehen [sic!]. In einer womöglich eher in der Praxis verankerten Sprache“ (TN 95) ins Feld kommen und inhärente Feldregeln von innen heraus verändern.

Hier lässt sich im Anschluss an das Symposium auch auf das Potenzial eines „Anders-Schreiben“ (Schäfer in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 22) für die symbolische Ordnung im Feld des Publizierens blicken: Denn wenn diverse Wissensformen und Erfahrungen Zugang in das Feld erhalten sollen, müssen anerkannte Sprech- und Schreibpraktiken nicht nur anders vermittelt, sondern auch selbst hinterfragt werden. Wenn Nachwuchswissenschaftler*innen mit diversen Lebens-

läufen, sozialen Herkunft, Wissens- und Erfahrungsbeständen Zugang zum Publizieren erlangen, dann stehen, so unsere These, zwangsläufig auch feldinhärente Regeln und Praktiken zur Disposition. Neue Themen, Formen der Wissensproduktion und -vermittlung sind unumgänglich. Sprechweisen und Schreibregister, die im Feld als wissenschaftlich anerkannt und publizierungswürdig gelten, können dann einengend wirken und ihre Zweckmäßigkeit fraglich erscheinen lassen. Trotz virulenter Forderungen einer höheren Diversität in der Wissenschaft, verhindert die Feldlogik durch ihre Schließungsmechanismus jedoch, dass diverse Akteur*innen ins Feld eintreten (Bourdieu & Wacquant 1996, 130) und es büßt, entgegen seines Eigeninteresses, immer wieder an Innovation ein. So wird schon seit längerem beklagt, dass diejenigen, für die geschrieben wird, die Inhalte nicht verstehen und prüfen können (DFG 2022, 49), und der geforderte Transfer von wissenschaftlichen Erkenntnissen in aktuellen Publikationsformaten nicht eingelöst wird. Diese Beobachtung ist nicht neu, so hat Michael Burawoy (2005) mit seiner Public Sociology, vor fast zwanzig Jahren schon eine wissenschaftliche Praxis gefordert, die von Beginn an reflexiv und dialogisch verfährt. Ein ‚Anders-Schreiben‘ könnte damit nicht nur Bedingung sein, um neuen Akteur*innen Zugang zum Feld zu erleichtern, sondern sie kann damit auch als sichtbare Folge gelesen werden, dass sich an den Zugängen zum Publizieren etwas verändert hat.

Trotz Forderungen, das „Spektrum akzeptierter Publikationsformate“ (DFG 2022, 56–57) zu verbreitern und mehr verschiedene Peer-

Review-Verfahren zu erproben (ebd., 47), „gelingt [es] einfach nicht so recht, Wissenschaftlerinnen [sic!] von gewohnten Wegen abzubringen und Neues auszuprobieren“ (Reinmann 2022, o.S.). Gleichzeitig erscheint uns mit Blick auf die aktuellen systemischen Bedingungen in der Wissenschaft und dem Publikationswesen nicht viel Raum und Anerkennung dafür zu bestehen, sich auszuprobieren und neue Formen des Wissenstransfers zu erproben. Der Zugang von Menschen mit diversen Hintergründen kann folglich auch als Chance betrachtet werden, Transferprobleme in Bezug auf die Sichtbarkeit wissenschaftlicher Textproduktionen und Erkenntnisse über Feldgrenzen hinweg zu vermitteln. Die Förderung von Zugängen setzt dabei *vor* dem Feld an.

Als Teil der Redaktion des soziologiemagazin e.V. nehmen wird das Symposium zum Anlass, die Position dieses nachwachswissenschaftlichen Journals im Feld des Publizierens zu hinterfragen: Wo können wir in unserer Arbeit ansetzen, um Zugangshemmnisse weiter zu verringern? Denn wie unsere 2020 durchgeführte Umfrage zum Geschlechterbias bei Einreichungen zeigt, greifen auch bei unseren Publikationsformaten Hemmnisse, die sich nicht im Probierfeld auflösen lassen. Vielmehr sehen wir, dass verschiedene Stellschrauben und Ansätze ineinandergreifen müssen. Insbesondere in der Erhöhung der Diversität der Publizierenden sehen wir eine Chance, mittel- und langfristig zugänglicher zu werden; aber auch auf der Ebene der Formate streben

wir Diskussionen zur Offenheit an.⁶ Versuche, anderen Formen in der sozialwissenschaftlichen Debatte Sichtbarkeit zu geben, haben wir in der Vergangenheit etwa durch unregelmäßige Calls for Pictures gegeben. Texten, die den Kriterien eines Journal-Artikels nicht entsprechen⁷, räumen wir Seiten im sogenannten Perspektiventeil ein. Nach wie vor sind diese Formate aber kein Standard in unserer Redaktionspraxis und werden, im Fall von alternativen Textformen, nicht als eigenständige Möglichkeit beworben. Um Menschen mit diversen Hintergründen den Zugang zum sozialwissenschaftlichen Schreiben und Publizieren zu geben, sehen wir in der Diversifikation der publizierten Textformen – und einer Aufforderung ans ‚Anders-Schreiben‘ – einen weiteren Schritt. Unsere Rolle als Gate-Keeper*innen, die wir wiederum zwangsläufig einnehmen, versuchen wir dadurch zu umgehen, dass wir regelmäßig über Social Media nach Themen für kommende Calls fragen. Der Blackbox ‚gute Publikation‘ versuchen wir insofern entgegenzuwirken, als dass in allen Phasen des Reviewprozesses ein Review-Leitfaden zur Anwendung kommt, der das Feedback der unterschiedlichen Reviewer*innen vergleich- und diskutierbar machen soll. Die finalen Entscheidungen darüber, ob ein Text sich zur Publikation eignet, werden darüber hinaus im Redaktionskollektiv entschieden. Und dennoch sehen wir, dass wir Mitglieder vorrangig auf eingübte akademische Standards zurückgreifen, wenn es um die Bewertung von

⁶ Dass unbekannte Formate Übung brauchen, machte sich auch beim Schreiben dieser Replik bemerkbar. Wir danken der Redaktion für die Verlängerung der Einreichungsfrist.

⁷ Zur Beurteilung dessen greifen wir auf einen redaktionsintern entwickelten Review-Leitfaden zurück, der in allen Phasen des Reviews zur Anwendung kommt und auch Angaben zum akademischen Grad der Person enthält.

Einreichungen geht, und eine diversere Zusammensetzung der Redaktion wünschenswert wäre.

Womit wir beim Verfassen dieses Textes einmal mehr gehadert haben: Bei unserem Anspruch, mehr Nachwuchswissenschaftler*innen zum Publizieren zu bringen, geht es uns nicht darum, den ohnehin schon bestehenden Leistungsdruck, der auf Studierenden und Promovierenden lastet, anzuheizen. Vor dem Hintergrund der feldinhärenten Regeln besteht für uns vielmehr die Notwendigkeit, eine Bewusstwerdung über die eigenen Fähigkeiten anzuregen und einen gewinnbringenden Wissensaustausch zu erzeugen. Denn: „The academic publishing system is in crisis, and systemic change is needed to make it more fair and equitable” (Receveur et al. 2024, 5).

Literatur

- Barlösius, Eva (2012). Wissenschaft als Feld. In Sabine Maasen; Mario Kaiser & Martin Reinhart (Hrsg.). *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 124–135.
- Beaufays, Sandra (2003). Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld: transcript.
- Bennet, Karen (2015). Towards an Epistemological Monoculture. Mechanisms of Epistemicide in European Research Publication. In Ramón Plo-Alastrué & Carmen Pérez-Llantada (Hrsg.). *English as a Scientific and Research Language. Debates and Discourses. English in Europe*. Boston: De Gruyter Mouton, 9–35.
- Bourdieu, Pierre (1987). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1988). *Homo academicus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991). Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum. In Martin Wentz (Hrsg.). *Stadt-Räume*. Frankfurt a. M.: Campus, 25–34.
- Bourdieu, Pierre (2012). Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: new academic press.
- Bourdieu, Pierre & Passeron, Jean-Claude (1973). Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre & Wacquant, Loïc (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich & Liebhart, Wibke (2020). ‚Autor ist der Name für ein Kollektiv, das schwer zu definieren ist‘. Ulrich Bröckling im Gespräch mit Wibke Liebhart. *Soziopolis*. <https://www.soziopolis.de/autor-ist-der-name-fuer-ein-kollektiv-das-schwer-zu-definieren-ist.html> [13.04.2024].
- Burawoy, Michael (2005). For Public Sociology. In *American Sociological Review*, 70 (1), 4–28. doi: 10.1177/000312240507000102.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (2022). *Wissenschaftliches Publizieren als Grundlage und Gestaltungsfeld der Wissenschaftsbewertung. Herausforderungen und Handlungsfelder*. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft.
- Ebner von Eschenbach, Malte; Freide, Stephanie & Rundel, Stefan (2025). Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung.

- chung. Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen. In *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Sonderheft 2: Schreiben, begutachten, veröffentlichen – Praktiken wissenschaftlichen Publizierens*, 12–39.
- Fanelli, Daniele (2012). Negative results are disappearing from most disciplines and countries. In *Scientometrics*, 90 (3), 891–904. doi: 10.1007/s11192-011-0494-7.
- Graf, Angela (2016). Eliten im wissenschaftlichen Feld Deutschlands – Sozialprofil und Werdegänge. In *Soziale Welt*, 67 (1), 23–42.
- Heintz, Bettina; Merz, Martina & Schumacher, Christina (2004). Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich. Bielefeld: transcript.
- Heßelmann, Felicitas; Schendzielorz, Cornelia & Sorgatz, Nikita (2021). Say my name, say my name. Academic authorship conventions between editorial policies and disciplinary practices. In *Research Evaluation*, 30 (3), 382–392. doi: 10.1093/rev/rvab003.
- Höhne, Thomas (2022). Symbolisches Kapital in der Wissenschaft – zur Transformation von WissenschaftlerInnen in WissenschaftskapitalistInnen. In Helmut Bremer & Andrea Lange-Vester (Hrsg.). *Entwicklungen im Feld der Hochschule – Grundlegende Perspektiven, Steuerungen, Übergänge und Ungleichheiten*. Weinheim u. a.: Beltz Juventa, 22–40.
- Jaksztat, Steffen (2014). Bildungsherkunft und Promotion. Wie beeinflusst das elterliche Bildungsniveau den Übergang in die Promotionsphase? In *Zeitschrift für Soziologie*, 43 (4), 286–301. doi: 10.1515/zfsoz-2014-0404.
- Jaksztat, Steffen (2017). Geschlecht und wissenschaftliche Produktivität. In *Zeitschrift für Soziologie*, 46 (5), 347–361. doi: 10.1515/zfsoz-2017-1019.
- Kamski, Ilse, Metz-Göckel, Sigrid & Selent, Petra (2005). Promovieren als Interne und Externe. Die Sicht von Doktorand/inn/en. In *Journal Hochschuldidaktik*, 16 (1), 7–9. doi:10.17877/DE290R-12862.
- Laboda, Alexander; Vahid-Moghtada, Nikta & Schulze, Kristian (2023). TV Stud: Noch kein Tarifvertrag für die studentisch Beschäftigten – aber einzelne Zusagen. MDR. <https://www.mdr.de/nachrichten/deutschland/politik/tarifvertrag-studentische-hilfskraefte-entscheidung-100.html> [13.04.2023].
- Lange-Vester, Andrea & Teiwes-Kügler, Christel (2013). Zwischen W3 und Hartz IV. Arbeitssituation und Perspektiven von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Lehmann, Günter (2018). Publizieren – aber wie? In *Wirtschaftswissenschaftliches Studium*, 47 (5), 54–58.
- Lenger, Alexander (2008). *Die Promotion. Ein Reproduktionsmechanismus sozialer Ungleichheit*. Konstanz: UVK.
- Lenger, Alexander (2018). Socialization in the Academic and Professional Field: Revealing the Homo Oeconomicus Academicus. In *Historical Social Research*, 43 (3), 39–62. doi: 10.12759/hsr.43.2018.3.39-62.
- Long, Rebecca G.; Crawford, Aleta; White, Michael C. & Davis, Kimberly (2009). Determinants of Faculty Research Producti-

- vity in Information Systems: An Empirical Analysis of the Impact of Academic Origin and Academic Affiliation. In *Scientometrics*, 78 (2), 231–260.
- Lutter, Mark & Schröder, Martin (2016). Who becomes a tenured professor, and why? Panel data evidence from German sociology, 1980–2013. In *Research Policy*, 45 (5), 999–1013. doi: 10.1016/j.respol.2016.01.019.
- Merton, Robert K. (1985). Die normative Struktur der Wissenschaft. In ders. (Hrsg.). *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 86–99.
- Mund, Cathrin (2021). Vorwort. In *Soziologiemagazin* 6. Sonderheft, 1–3. doi: 10.5281/zenodo.5347947.
- Mund, Cathrin (2022). Getting into the game. <https://budrich.de/en/news/cathrin-mund-soziologiemagazins-approach> [13.04.2024].
- Schwarzer, Ralf & Jerusalem, Matthias (2002). Das Konzept der Selbstwirksamkeit. In *Zeitschrift für Pädagogik* (Beiheft 44), 28–53.
- Reinmann, Gabi (2022). Publikationspraktiken im Reputationswettbewerb. Gabi Reinmann Hochschuldidaktik. <https://gabi-reinmann.de/?p=7345> [13.04.2024].
- Riedl, Veronika; Müller-Brandeck, Marlene; Schwertel, Tamara & Bischoff, Luisa (2021). Gender Publication Gap im Soziologiemagazin. Was tun? In *Soziologiemagazin*, 14 (2), 69–83. doi: 10.3224/soz.v14i2.06.
- Ring, Anett & Krüger, Mike (2014). Wissenschaftliches Publizieren: Peer Review. In *Soziologiemagazin*, 10 (2), 102–104. doi: 10.3224/soz.v7i2.17017
- Receveur, Aurore; Bonfanti, Jonathan; D'Agata, Stephanie; Helmstetter, Andrew J.; Moore, Nikki A.; Oliveira, Brunno F.; Petit-Cailleux, Cathleen; Rievers Borges, Eirca; Schultz, Marieke; Sexton, Aaron N. & Veytia, Devi (2024). David versus Goliath. Early career researchers in an unethical publishing system. In *Ecology Letters*, 27, doi: 10.1111/ele.14395.
- Rosenbaum, Konstanze (2016). Von Fach zu Fach verschieden. Diversität im wissenschaftlichen Publikationssystem. In Peter Weingart & Niels Taubert (Hrsg.). *Wissenschaftliches Publizieren. Zwischen Digitalisierung, Leistungsmessung, Ökonomisierung und medialer Beobachtung*. Berlin u.a.: De Gruyter Akademie Forschung, 41–74. doi: 10.1515/9783110448115-002.
- Röbken, Heincke (2011). Forschungsproduktivität von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen – Eine empirische Analyse von Publikationsaktivitäten vor und nach der Berufung. In *Beiträge zur Hochschulforschung*, 33 (3), 62–81.
- Rudolfi, Markus & Krüger, Maik (2018). Geschichte des Soziologiemagazins. Entstehung und Perspektiven 2007 bis 2017. In *Soziologiemagazin*, 11 (1), 64–69. doi: 10.3224/soz.v11i1.07.
- Sarcinelli, Ulrich (2010). Publizieren als „System“? Ein Nachwort. In Kathrin Ruhl; Nina Mahrt & Johanna Töbel (Hrsg.). *Publizieren während der Promotion*. Wiesbaden: VS Verlag, 261–264.
- Schneickert, Christian (2013). *Studentische Hilfskräfte und MitarbeiterInnen*. Konstanz: UVK.
- Schulz, Andreas; Erz, Hendrik & Riedl, Veronika (2019). How to make a Soziologiemagazin. In *Soziologiemagazin*, 12 (2), 94–101. doi: 10.3224/soz.v12i1.07.

Schulz, Andreas & Schwertel, Tamara (Hrsg.) (2020). Der lange Sommer der Flucht – 2015 und die Jahre danach. Diskurse, Reflexionen, Perspektiven. Opladen u.a.: Barbara Budrich.

Schwertel, Tamara & Schulz, Andreas (2020). Publizieren statt archivieren. Ehrenamtliche Förderung des sozialwissenschaftlichen Nachwuchses. In *Exposé. Zeitschrift für wissenschaftliches Schreiben und Publizieren*, 1 (2), 18–21. doi: 10.3224/expose.v1i2.06.

Stephan, Paula E. (1996). The economics of science. In *Journal of Economic Literature*, 34 (3), 1199–1235.

Zombie-Wissenschaft. Ein- und Ausgrenzungen im Kampf um akademische(s) Leben

**Simone Müller &
Daniela Holzer**

Zusammenfassung

Der Ausgangsbeitrag legt nahe, eine Sache sei kaum zu hinterfragen: die wissenschaftliche Qualität, die es fest- und sicherzustellen und zu autorisieren gilt. Wir arbeiten heraus, inwiefern wissenschaftliche Qualität ein mythisches Narrativ ist, das machtvollen Positionen einsetzt, um Grenzlinien abzustecken, entlang derer Ein- und Ausschlüsse im Kampf um akademische(s) Leben produziert und gerechtfertigt werden. Demgegenüber machen wir uns für eine Zombie-Wissenschaft stark, mit der wir einem Begehren nach einer anderen wissenschaftlichen Praxis Ausdruck verleihen.

Kritische Wissenschaft · Publizieren · Mythos · wissenschaftliche Qualität · Wissenschaftspolitik

Zombie-Wissenschaft. Ein- und Ausgrenzungen im Kampf um akademische(s) Leben

Simone Müller & Daniela Holzer

Der Mythos ‚wissenschaftliche Qualität‘

Unsere Diagnose lautet: Wissenschaftliche Qualität ist ein Mythos, der die Funktion hat, zu regulieren, wer oder was als angemessen ‚wissenschaftlich‘ gilt, und entsprechende mächtige Positionen besetzen sowie hegemoniale Kollektive bilden kann. Ein alltagssprachliches Verständnis von ‚Mythos‘ könnte nun suggerieren, dass wir wissenschaftliche Qualität als inexistent, fiktiv, irreal und damit letztlich vielleicht sogar als irrelevant entlarven wollen. Mitnichten! Als Mythos ist wissenschaftliche Qualität unserer Auffassung nach ein Narrativ, das soziale Realitäten miterzeugt, sie legitimiert und die darin aufgehobenen Ressourcen- und Machtverteilungen perpetuiert, was ihn umso realer und wirkmächtiger macht. Der Mythos bezieht seine produktive Kraft daraus, dass ihn jene, die ihn tradieren, als gegebene Selbstverständlichkeit inszenieren und dabei seine Konstitutionsbedingungen, die ihm eingeschriebenen Partikularinteressen, aber auch seine Wirkungen de-thematisieren. Das mythische Narrativ wissenschaftliche Qualität bedient einen weiteren machtvollen Mythos: das ‚Wir‘ unterschiedlicher wissenschaftlicher Communities, das unter anderem mit Verweis auf Qualität laufend hervorgebracht und stabilisiert wird. Mit dem Werkzeug der wissenschaftlichen Qualität steckt das akademische

Wir einer spezifischen (Sub-)Disziplin oder Fachkultur also jene Grenzlinien ab, entlang derer Ein- und Ausschlüsse im Kampf um akademische(s) Leben produziert und gerechtfertigt werden.

Wir spüren in dieser Replik der beschriebenen mythischen Konstellation und insbesondere der Brüchigkeit des Mythos ‚wissenschaftliche Qualität‘ nach, den wir alle in unserem wissenschaftlichen Alltag reproduzieren, etwa wenn wir Textmanuskripte begutachten, Forschungsleistungen bewerten oder ausgewählte Positionen rezipieren. Wir ergründen hierfür die Ausschlussmechanismen, die vom Narrativ ‚wissenschaftlicher Qualität‘ bedient werden. Die Perspektive, die unseren Blick leitet, speist sich aus unserer Verortung in der Erziehungs- und Erwachsenenbildungswissenschaft und einem kritisch-theoretischen Erkenntnisinteresse. Nicht zuletzt bringen wir – auch mit unserer Text- und Sprechform – unser Begehren vor, Möglichkeiten zu eröffnen, die dominante Wissenschaftsordnung umzuarbeiten und eine alternative, gerechtere und befreiende wissenschaftliche Praxis mitzugestalten. Wir erproben ein gemeinsames Schreiben und Denken (s. a. Schäfer in Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025, 20-22), in dessen Vollzug wir tastend nach Erkenntnismöglichkeiten und -formen suchen, die zwar jenseits der gängigen Qualitätskriterien in der Erwachsenenbildung stehen, jedoch gerade dadurch eine alternative soziale Praxis im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess versuchen. Die Erkenntnismittel sind teilweise experimentell, der Text wird zunehmend erratischer, um ein Flimmern zu erzeugen, Zombies und Monstrositäten belagern den Weg.

Mythen als hegemoniale Narrationen

Für Roland Barthes (1964 [1957]) sind Mythen in jedem Moment unseres Alltags verankert und haben die spezifische Funktion, mithilfe von Sprache, Erzählungen und Bildern gesellschaftliche Verhältnisse als ‚natürlich‘ erscheinen zu lassen, indem mithilfe der mythischen Narration deren Geschichtlichkeit und Gemachtheit getilgt werden. Ein Mythos ist also dadurch gekennzeichnet, als selbstverständlich zu gelten und daher keiner weiteren Erläuterung oder Legitimation zu bedürfen. Barthes spricht dabei auch von einer „Ent-Nennung“ (ebd., 124): Über Diskurse werden hegemoniale Deutungen implementiert, die sich dann des Ausweises der eigenen Spezifität entledigen können – eine genauere Bestimmung und konkrete Benennung werden überflüssig. Mit der Bezugnahme auf die wissenschaftliche Qualität wird demnach ent-nannt, welche Qualität(en) genau gemeint sind, welche Vorannahmen damit verbunden und welche Interessenslagen artikuliert werden.

In Resonanz mit Barthes' Grundgedanken fasst Sylvia Wynter (u. a. in Wynter & McKittrick 2015, 33–37) den Mythos als eine narrative Praxis des kollektiven Selbst-, Anderen- und Welt-Erzählens. Er hat die Funktion, ein genrespezifisches Referenz-Wir zu erzeugen, also eine kollektive Identität in Form einer stabilen Selbsterzählung mit bestimmten geteilten Wahrheiten. In diesem Verständnis

wird das akademische Wir, die wissenschaftliche Community, die sich unter anderem mittels der mythischen Anrufung von Qualität (re-)produziert, als Mythos lesbar, denn: Das mythische Wir mit entsprechenden Mechanismen der Regulierung von (Un-)Zugehörigkeiten wird von – vor allem mächtigen – Akteur:innen meist außerhalb ihrer eigenen Praxis verortet und damit als scheinbar Gegebenes hegemonialisiert. Ent-nannt wird, wer mit welcher Autorisierung und nach welchen (Qualitäts-)Kriterien bestimmt, wer dazu gehört und wer draußen bleiben muss. Diejenigen, die innerhalb der Grenzen eines dominanten Wirs stehen, also als „relevantes Gegenüber“ (Martus & Spoerhase 2022, 44)¹ anerkannt werden, stehen, so Wynter, auf der Seite des symbolischen Lebens. Eine Existenz im Außen bedeutet folglich den symbolischen Tod.

Mythentradierung

Im Ausgangsbeitrag (Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025) blitzt die mythische Konstellation ‚wissenschaftliche Qualität‘ stellenweise durch. Wir machen in den vielschichtigen Auseinandersetzungen hinsichtlich wissenschaftlicher Qualität in zumindest zweierlei Hinsicht Einigkeit in der Diskussion aus. Erstens stimmen die Diskutant:innen – und wir mit ihnen – darin überein, dass es keineswegs unproblematisch oder unumstritten ist, wie Qualität angemessen festgestellt

¹ Zu diesem prägnanten Begriff hat uns Markus Rieger-Ladich in seinem Vortrag „Vom Hunger nach Charisma. Blick in den Maschinenraum der Disziplin“ – der in dieselben Kerben wie unser Beitrag schlägt – auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft am 13.3.2024 dankenswerterweise geführt.

werden kann und wie Qualitätskriterien im Einzelnen sinnvollerweise formuliert werden können. Zweitens – und hier setzen wir kritisch ein – scheint aber eine Übereinkunft dahingehend vorzuliegen, dass wissenschaftliche Qualität dennoch ein geeignetes Konstrukt sei, um festzustellen, was ‚gute‘, ‚brauchbare‘, ‚sinnvolle‘ etc. Wissenschaft ist. In diesem Sinne steht Qualität gerade nicht zur Diskussion, sondern außer Diskussion.

Martin Reinhardt thematisiert beispielsweise die Frage nach sozialen Konstellationen, in denen Entscheidungen über gute Wissenschaft getroffen werden können (Reinhardt in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 26), wendet sich dann aber anderen Aspekten zu, sodass der Bezug auf Qualität in diesem Zusammenhang nicht mehr grundsätzlich fraglich wird. Und auch Elisabeth Schäfer kritisiert zwar die Marginalisierung von alternativen Schreibpraxen und Positionen und stellt damit auch Anknüpfungsmöglichkeiten für die Problematisierung von Qualität her (Schäfer in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 18-19; 20-22; 37-38). Jedoch wird der Ball in der Diskussion nicht aufgenommen, genauso wie die von Felicitas Heßelmann aufgeworfene Frage unbeantwortet bleibt, wie in Anbetracht eines stark disziplinierten wissenschaftlichen Diskurses abweichende Erkenntnismöglichkeiten eröffnet werden könnten (Heßelmann in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 23). Caspar Hirschi thematisiert in Zusammenhang mit Qualität, dass es für deren Feststellung spezifische Kompetenzen brauche, bleibt in seinen Ausführungen aber dabei, dass Qualität selbst als zentrale Instanz von Wissenschaftlichkeit außer Frage stehe, was wiederum in der gesamten Diskussion

unwidersprochen bleibt (Hirschi in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 33-34). Und schließlich thematisiert auch Nina Verheyen, dass es zwar unterschiedliche Vorstellungen von qualitätsvoller wissenschaftlicher Arbeit gibt (Verheyen in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 18), jedoch führen auch ihre Überlegungen nicht dazu, dass Qualität als machtvoll Instrument eines ‚Wir‘ thematisch wird. Die Frage, nach welchen und wessen Maßstäben Qualitätsbeurteilungen erfolgen, flirren insgesamt lediglich in Form von scheinbar als fix gesetzten Grundannahmen durch den gesamten Text. Unausgeführt bleiben die aufgerufene Güte und Qualität und die sozialen Konstellationen, die diese ermöglichen (Ebner von Eschenbach et al. 2025, 26; 30). Die Mythen werden tradiert.

Kämpfe um Positionen

Jede Form der Qualitätsfeststellung, etwa durch Beurteilung und Begutachtung, ist eine soziale Praxis und damit niemals neutral oder macht- und herrschaftsindifferent – worauf die Diskutant:innen im Ausgangsbeitrag immer wieder verweisen (z.B. Ebner von Eschenbach et al. 2025, 21-22; 24; 26; 38). Ebenso durch die Diskussion zieht sich aber eine – häufig auch implizite – Bezugnahme auf eine wie auch immer geartete ‚Qualität‘ als Legitimations- und Bewertungskriterium von Forschung (z.B. ebd., 31; 34-35). Aus unserer Sicht ist diese Bezugnahme aber eine problematische, denn die aufgerufene Qualität existiert, wie auch die Ausführungen der Diskutant:innen nahelegen, nicht an sich und muss nur mehr möglichst ‚richtig‘ befüllt oder

nachgewiesen werden, sondern sie wird von hegemonialen Gruppen auch als Ein- und Ausschlusskriterium in ihr ‚Wir‘ konstruiert. Wenn die dahinter liegenden Kämpfe um Positionen in den Blick genommen werden, dann bröckelt aber auch die im Ausgangsbeitrag vorgebrachte Anrufung, ‚Wissenschaftlichkeit‘ und ‚Qualität‘ sei – idealerweise – ein inklusiver, demokratischer Aushandlungsprozess (ebd., 26).

Die Kämpfe um etwa Sprecher:innen-, Karriere-, Diskurs- oder Erkenntnispositionen finden an den Grenzen zum Wissenschaftsfeld sowie an Grenzen im Inneren der Wissenschaftsordnung statt (s.a. Schäfer in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 19; 34-35; 37-38). Wenn diese Kämpfe hinter dem Narrativ wissenschaftlicher Qualität nicht näher benannt werden, scheinen die Gewinner:innen – die ins Innen der Wissenschaft und im Innen über anerkannte Positionen noch weiter ins Zentrum gelangt sind – als nahezu fraglos autorisiert zu schreiben und zu sprechen. Sie werden – im Gegensatz zu jenen, die nicht ganz so weit innen oder (noch) draußen sind – auch gelesen und gehört. Sie werden zur zentralen Referenz, zur tonangebenden Minderheit (s.a. Heßelmann in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 38). Wer an den Rand verbannt oder ganz im Außen gehalten wird, entscheidet sich, dem wissenschaftlichen Selbstverständnis gemäß, angeblich anhand neutraler (Qualitäts-)Kriterien. Real ist aber vielmehr auch die Frage ausschlaggebend, ob Akteur:innen ihre Selbst- und Welterfahrungen in wissenschaftlich produzierten Texten in einer Weise artikulieren können, die für den Grenzübergang, einen dauerhaften Aufenthalt oder bestimmte Positionen in der Academia als legitim ‚qualifiziert‘

werden (s.a. Schäfer in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 37-38). Für jene gar keinen Platz vorzusehen, denen diese Form der Wissensproduktion mit ihrer spezifischen Sprache, ihren versteckten Codes, Regeln und epistemologischen Voraussetzung unbekanntes Land ist, war mit Blick auf die andro- und eurozentrische Geschichte universitärer Wissensproduktion lange Usus und käme so manchen im Inneren wohl weiterhin zupass. Die noch immer weitgehende Abwesenheit der ‚Anderen‘ wäre dann nämlich kein Skandal, sondern könnte vielmehr als Ergebnis erfolgreicher Qualitätssicherung gedeutet werden.

Sowohl an Grenzlinien im Inneren als auch an den Grenzen zum Innen gelingt es mit der Chiffre der wissenschaftlichen Qualität zudem, radikal kritische Positionen und alternative Erkenntnisproduktionen zu marginalisieren, indem darauf gepocht wird, dass diese den wissenschaftlichen Qualitätskriterien angeblich nicht entsprächen, weil sie durch deren Erkenntniswege, deren Beharren auf normative Einsätze oder sprachliche Ausdrucksformen nicht die hegemonialen – und damit als einzig gültig verteidigten – Qualitätsstandards einzuhalten bereit seien. Polymorphe Schreib- und Denkweisen sowie vom Mainstream abweichende Diskurse gelten ohnehin als suspekt und sind riskant (s.a. Schäfer in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 18-19; 20-22). Von ihnen wird in besonderem Ausmaß eine Legitimierung eingefordert, während die Sinnhaftigkeit und Qualität von hegemonialen Verfahren, Themen und Forschungsrichtungen deutlich seltener und maßgeblich weniger vehement in Frage stehen. Wer den gesetzten Standards folgt, macht ‚gute‘ Wissenschaft. Verbleib oder

Aufstiegsmöglichkeiten in der Wissenschaft sind dann daran geknüpft, dem Mainstream am Ende doch zu folgen und alternative bzw. kritische Erkenntniszugänge werden dadurch allzu oft nicht aufgegriffen oder schließlich aufgegeben.

Jene, die die Kämpfe um Positionen verlieren, werden zu Randgestalten, deren – und auch unser – monströses Anliegen es ist, an jenen Grenzsetzungen und bei den Positionskämpfen zu intervenieren, mit denen auch in der Erwachsenenbildungs- und Erziehungswissenschaft versucht wird, nicht in die vorherrschende Ordnung passende Personen und Positionen abzuwehren.

Es geht um Leben und Tod!

Mit Wynter gesprochen stehen jene im Inneren des ‚Wir‘ auf der Seite des symbolischen Lebens, eine Existenz im Außen bedeutet folglich den symbolischen Tod. Es geht in der Wissenschaft also um Leben und Tod: Leben in und von der Wissenschaft, Lebendigkeit und Stärke von Positionen, symbolischer Tod bei Ausschluss und verdrängten Forschungsinteressen und -ansätzen. Die mythische Konstellation von Qualität als Werkzeug für die Zuweisung von (Un-)Zugehörigkeiten zum und ungleicher Teilhabe am akademischen Leben wird in der täglichen wissenschaftlichen Praxis unter anderem durch Verfahren wie (doppelblinde) Peer Reviews laufend reproduziert, die in weiten Teilen der Wissenschaft bereits standardmäßig etabliert bzw. häufig sogar zum ‚Goldstandard‘ erhoben sind. Eine solche Praxis basiert auf der Annahme einer demokratisch legitimierten,

rationalen Übereinkunft sprechautorisierter Akteur:innen, denen zugeschrieben wird, sie könnten wissenschaftliche Qualität angemessen feststellen – eine Auffassung, die im Ausgangsbeitrag zwar nicht gänzlich ungebrochen bleibt, jedoch wiederholt als Idealbild aufgerufen wird (z. B. Ebner von Eschenbach et al. 2025, 33-34).

Unserer hier vorgeschlagenen Interpretation zufolge ist diese Praxis realiter bestenfalls sehr begrenzt demokratisch, denn Qualitätsfeststellungen vollziehen sich vorrangig als mythische Ein- und Ausschlusspraxis, die von jenen Positionen dominiert wird, die ihre partikularen Qualitäts- und Wissenschaftsverständnisse und damit auch Selbsterzählungen hegemonialisieren und universalisieren können. So werden mit Rekurs auf ent-nannte Qualität etwa Konventionen der Wahrheits-erzeugung aufgerufen, die durch ein primär bürgerliches, euro- und androzentrishes Referenz-Wir über Jahrhunderte grundgelegt wurden und seit den 1980er Jahren in fast ausschließlich neoliberalen, instrumentellen und Objektivität einfordernden Wissenschaften mündete, die bis heute weitestgehend unhinterfragbar sind und auch das Feld der Erwachsenenbildung immer stärker dominieren. Häufig ins Feld geführte Beispiele für besagte wissenschaftliche Konventionen sind angeblich wertfreie Kriterien wie Neutralität, Universalität und strikte, instrumentelle Rationalität, während marginalisierte Perspektiven nicht selten mit Attributen wie ‚normativ‘, ‚emotional‘, ‚parteilich‘ oder ‚politisch‘ verunglimpft werden (s.a. Plumwood 2002, 44; Harding 1982, 228) – eine Herabwürdigung, die auch im Diskurs der Erwachsenenbildungswissenschaft durch die Jahre immer

wieder mitschwingt. Mit der mythischen Konstellation wissenschaftlicher Qualität pochen wir darauf, diese Kehrseite der demokratisierenden und gerechtigkeitsfördernden Funktionen sichtbar zu machen, die beispielsweise verblindeten Peer Reviews angeheftet sind: die tendenziell selbstreferenzielle Reproduktion von Ähnlichem von Ähnlichen. Denn mit Berufung auf wissenschaftliche Qualität werden wissenschaftliche Leistungen bewertet, Stellenbesetzungen begründet und damit Verbleib- und Aufstiegsmöglichkeiten zugewiesen, wird über akademisches Leben oder akademischen Tod entschieden.

Grenzpatrouillen

Die anderen, die eben nicht im Leben stehen, wurden und werden totgesagt und fristen häufig ein gespenstisches Dasein. Untot suchen sie die so sicher scheinenden Stätten des Innen immer wieder heim, die umso mehr versuchen, dem unheimlichen Spuk ein Ende zu bereiten, unter anderem durch die Praktiken verschiedener ‚Grenzpatrouillen‘, die unter anderem Qualität als Werkzeug nutzen, um die eigenen Grenzen abzuschotten und nur für jene Ausgewählte zu öffnen, die sich – gemessen an den Standards der Mächtigen – als eines akademischen Lebens ‚würdig‘ erweisen. Eines Lebens, in dem bestimmte Menschen oder Positionen dominieren, etablierte Stimmen sich zu behaupten suchen und Randexistenzen nicht einmal als Teil des Diskursraumes wahrnehmen, in dem (Sub-)Disziplinen eigene Enklaven ausbilden, die sich auch gegen Übergänge und Austausch zuweilen abkapseln, und in dem hegemoniale Diskurse affir-

mativer, rationaler, häufig empiristischer Wissenschaft sich gegen kritische Erkenntniswege absetzen, oder sogar versuchen, ihnen auch noch letzte Lebensfunken auszutreiben. Jene, die sich selbst, ihr Referenz-Wir und ihren Diskurs unter Berufung auf Qualität als ‚wissenschaftlich‘ autorisieren, stecken also eine „gated community“ (Baszile 2019, 15) ab, die die Existenz einiger legitimiert, die vieler anderer jedoch entlang von oft unsichtbar bleibenden, herrschaftlich gezogenen Grenzlinien delegitimiert oder sogar verunmöglicht. Peer Reviewer:innen haben dabei nicht nur die Funktion, angebliche, aber kaum detailliert artikulierte Qualität zu sichern, sondern sie fungieren auch – vielleicht sogar ungewollt – als Gatekeeper (Cooper 2017, 103; s.a. Reinhardt in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 20), die unserer Interpretation zufolge Grenzen unter Berufung auf den Mythos Qualität bewachen und Grenzübergänge regulieren.

Für die wenigen, denen der Grenzübergang gewährt wird, ergibt sich aus ihrem Eintritt ins akademische Leben – sofern sie das Grenzregime und das herrschaftlich abgegrenzte Innen nicht vorbehaltlos affirmieren oder sich diesen gegenüber sogar kritisch positionieren – eine dilemmatische Situation: Zugehörigkeit, akademisches Leben, ist ihnen nur dann möglich, wenn sie sich unter anderem als Schreibende erfolgreich als Teil des kollektiven Erkenntnissubjekts inszenieren können, was wiederum heißt, dass sie ihr Schreiben und damit auch ihr Denken sowie ihren gesamten Habitus so zurichten müssen, dass sie ein akzeptables Format für das autorisierende, sanktionierende und legitimierende Referenz-Wir annehmen, um eine möglichst stimmige Selbsterzählung weiterführen zu

können (Baszile 2019, 15; 20; Cooper 2017, 100–109). Die Anpassung an Denkstruktur, Sprachduktus, Textkonventionen, Verhaltensregeln, dominante Episteme und hegemoniale Erkenntnisinteressen u. a. m., denen zugeschrieben wird, Wissenschaftlichkeit bzw. wissenschaftliches Wissen in angemessener Form zu repräsentieren, ist auch für kritische Positionen der ‚Pass‘, der den Zutritt und den langfristigen Verbleib in der Gated Community Wissenschaft ermöglicht, weil er ihre wissenschaftliche Angemessenheit, ihre Redlichkeit, ja ihre ‚Qualität‘ ausweist und verbürgt.

Zombifizierungs-Maschinerie

Im Innen geraten insbesondere Wissenschaftler:innen in prekären Positionen jenseits professoraler Absicherungen unter Druck, sich der kollektiven Selbstdisziplinierung hin zur Erfüllung der wissenschaftlichen Mainstream-Qualität sowie einer monokulturellen Wissenschaftsordnung zu unterwerfen. Es ist für sie in besonderer Weise riskant, die etablierten Mythen zu kritisieren, denn im Kampf um akademisches Leben ist es verächtlich, Kritik an Qualität zu äußern. Schnell steht der Vorwurf im Raum, Qualität einfach nicht liefern zu wollen und sich mit der Kritik an ihr lediglich eine Ausflucht für eigene ‚Minderleistungen‘ zurechtzulegen. Dass allerdings lediglich bestimmte Wissenschaftlichkeits- und damit Qualitätsansprüche von den vorerst und bis auf Widerruf Geduldeten im Land des akademischen Lebens reproduziert werden und dass diese Ansprüche gleichzeitig unhinterfragt und unausgeleuch-

tet – ent-nannt – bleiben (sollen), ist einer der Mythen, an den zu glauben erwartet wird, um als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft gelten zu können. Kritische Lebensgeister werden so möglichst rasch nach dem vorläufigen Eintritt ins Innere ausgetrieben, denn Kritisch-Sein – so die Warnung Etablierter oder solcher, die es gerne wären – ist karriereschädigend. Erlaubt ist im Inneren dann nur mehr eine zurechtgestutzte, gezähmte, vereinnahmte und brave Form der Kritik, die das Kritisierte nicht wirklich stört, das Privileg der Etablierten nicht grundlegend herausfordert (z. B. Adorno 1972 [1969]; Derrida 1969, 33) – der Zombifizierungs-Maschinerie schon anheimgefallen ist.

Totgesagt und doch lebendig geistern aber immer noch radikal Kritische an den Rändern zum Außen entlang, suchen nach Löchern im Zaun und bieten sich als Kollaborateur:innen, als Verbündete, jenen an, die draußen lauern, die Grenzen zu überschreiten: den hungrigen Untoten.

Alles, was im Innen wie im Draußen die etablierte wissenschaftliche Ordnung grundlegend hinterfragt, soll aus Sicht der bestehenden Ordnung keinen Platz haben, soll akademisch sterben – alle lebensverlängernden Maßnahmen sind einzustellen, ebenso alle (Wieder-)Belebungsversuche. Die beabsichtigte akademische Tötung trifft ebenso hereindrängende neue Wissenschaftler:innen, wie um Wahrnehmung oder Karrierestellen Kämpfende und marginalisierte Erkenntnispositionen und -wege. Die Tötungsversuche können unter anderem deswegen gelingen, weil unhinterfragte wissenschaftliche Qualität als Knock-out-Kriterium herangezogen wird: Einen Essay zu schreiben, ist zumindest

in der Erwachsenenbildung mittlerweile eher verpönt. Ein Denkangebot vorzuführen, eine Argumentation komplex und vielseitig zu entfalten, eine Sprache und Form, die bei den Schreibenden und Lesenden Erkenntnisse zu evozieren sucht, ist suspekt. Position zu beziehen, gilt ohnehin als unwissenschaftlich. Das eigene Denken zu situieren und damit als partikulare Perspektive auszuweisen, macht angreifbar. Und auf grundlegende Probleme und Ungerechtigkeiten der hegemonialen Wissenschaftsordnung hinzuweisen, ist riskant. Bleibt kritisch-abweichenden Positionen also nur mehr die akademische Palliativversorgung, bevor sie – vielleicht diesmal endgültig – in Räume jenseits des Lebens entschwinden? Doch was braut sich dann in diesen jenseitigen Räumen zusammen, in denen (Un-)Tote möglicherweise unheimliche Verbindungen eingehen, in denen sie lauern – hungrig, getrieben, begehrend ...

Uns beschleicht die Vermutung, dass die vermeintlich Toten oder die Totgewünschten gar nicht tot sind, nicht totzukriegen sind. Vielmehr drängen sie immer und immer wieder in das Innere. Sie drängen in die Wissenschaft. Sie drängen von marginalisierten Wissenschaftsfeldern in hegemoniale Diskurse. Sie drängen ins akademische Leben, bleiben beweglich, unruhig und untot, lästig und aufstörend. Wie Gespenster schweifen sie ruhelos umher, irritieren und beängstigen, wo sie doch, „wie jedes richtige Gespenst [...] eigentlich mausetot sein [...] und keinen Laut mehr von sich geben“ (Pongratz 2005, 7) müssten. Doch ihr Raunen ist vernehmbar, ihr Eindringen bedrohlich wahrnehmbar. Ihr untoter Zombie-Körper ist eine monströse Präsenz, ausgespuckt und vom Leben fernge-

halten durch die Zombifizierungs-Maschine neoliberaler, bürgerlicher, managerialer und instrumenteller Wissenschaft. Symbolisch tot und doch am Leben lauern sie an den Grenzen. Als lebende Tote verkörpern sie eine Krise von Kategorien und Zugehörigkeiten, fordern sie alles heraus, was stabil, unhinterfragbar ‚gut‘ und ‚richtig‘ scheint (McCormack 2022, 266). Manche von ihnen sind ungehorsam – auch epistemisch (Mignolo 2019). Sie können das sein, denn sie haben nichts mehr zu verlieren. Sie sind aber nicht Vereinzelte, sondern ein monströses Kollektiv, das Perspektiven der Befreiung (Timofeeva 2018, 409) und einer anderen wissenschaftlichen Praxis entwerfen könnte, weil sie ein Bewusstsein und die Betroffenheit von Ungerechtigkeit teilen – auch wenn diese selbst im Kollektiv ungleich verteilt, aber doch gemeinsame Grundlage der Empörung und Widerständigkeit sind.

Begehren einer anderen wissenschaftlichen Praxis

Mit der Figur des Zombies verleihen wir einem Begehren nach einer anderen wissenschaftlichen Praxis Ausdruck (s.a. Schäfer in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 21-22) – in ihm wird das kommende Andere sichtbar (Haraway 2017), das in den herrschaftlichen Praktiken der Wissenschaftsordnung im Hier und Jetzt aber bereits angelegt ist. Einer utopischen Dystopie gemäß wollen wir, dass das, was das Denken begrenzt und Herrschaft fort-schreibt, der Zombie-Apokalypse zum Opfer fällt. Wir wollen dabei Verbündete derer sein, die nicht leben können oder deren Leben am

seidenen Faden hängt (s.a. Froebus 2019). Wir lassen uns dafür auch zombifizieren, bejahen das Monströse in uns, solidarisieren uns, versuchen Räume und Zusammenhänge zu gestalten, die gutes Leben in, mit und von der Wissenschaft ermöglichen. Wir wollen uns Zeit lassen für geduldiges Nachdenken und daraus Texte mit dichter kritischer Qualität entwickeln, statt unablässig in immer kürzerer Zeit immer mehr Publikationen auszuspacken, die eindimensionalen und unterkomplexen wissenschaftlichen Qualitätsstandards entsprechen sollen. Wir wollen Texte publizieren, die mit derzeit vorherrschenden Textformaten brechen, statt uns der hegemonialen Form und Wissenschaftssprache anzuschmiegen. Darum schreiben wir diesen Text so, wie er geschrieben ist. Wir wollen Wissenschaft betreiben, die radikal an gesellschaftlichen Grundfesten rüttelt, statt Evidenzen für die Festigung und Reproduktion der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse liefert. Wir wollen unsere Wissenschaft in Kollektiven und großen Gemeinschaften zur Diskussion stellen und gemeinsam weiterentwickeln, statt sie nur der Beurteilung weniger Peer Reviewer:innen zu überlassen und die Diskussion auf gelegentliche Zitationen zu reduzieren. Wir wollen somit neue Lebendigkeiten. Totgesagtes gilt es wiederzubeleben. Das heißt nichts weniger, als grundlegende Wissenschaftsstrukturen aufbrechen zu wollen. Selbst wenn uns wohl geradewegs dieser Anspruch als ‚häretisch‘, ‚zu hoch‘ und ‚unrealistisch‘ zurückgeschmettert werden wird. Aber nur, weil etwas im Moment nicht einfach erscheint, heißt das nicht, dass es falsch ist und damit wissenschaftliche Qualität vermissen lässt. Vielmehr folgen wir wissenschaftli-

chen Qualitätskriterien, die Erkenntnisse und wissenschaftspolitische Forderungen an ihrer kritischen Gestaltungskraft, an Dimensionen der Gerechtigkeit und gleichberechtigter Viestimmigkeit und am Impetus der Parteilichkeit gegen Herrschaft bemessen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1972 [1969]). Kritik. In Ders. Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 10–19.
- Barthes, Roland (1964 [1957]). Mythen des Alltags. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Baszile, Denise T. (2019). Rewriting/recurricularizing as a matter of life and death: The coloniality of academic writing and the challenge of Black mattering therein. In Curriculum Inquiry, 49 (1), 7–24.
- Cooper, Brenda (2017). The politics of the genre of academic writing; or, Professor Curtin, Professor Clegg, and the African Studies network at war. In The Journal of Commonwealth Literature, 52 (1), 99–115.
- Derrida, Jacques (1969). The Ends of Man. In Philosophy and Phenomenological Research, 30 (1), 31–57.
- Ebner von Eschenbach, Malte; Freide, Stephanie & Rundel, Stefan (2025). Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen. In Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Sonderheft 2: Schreiben, begutachten, veröffentlichen – Praktiken wissenschaftlichen Publizierens, 12–39.

- Frøebus, Katarina (2019). *Das Untote in der Pädagogik. Subjektkritische Einsätze*. Wien: Löcker.
- Haraway, Donna (2017). *Monströse Versprechen: Die Gender- und Technologie-Essays*. Hamburg: Argument.
- Harding, Sandra (1982). Is Gender a Variable in Conceptions of Rationality? A Survey of Issues. In *Dialectica*, 36 (2/3), 225–242.
- Martus, Steffen & Spoerhase, Carlos (2022). *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Berlin: Suhrkamp.
- McCormack, Donna (2022). The Monstrous and Critical Posthumanism. In Stefan Herbrechter; Ivan Callus; Manuela Rossini; Marja Grech; Megen de Bruin-Molé & Christopher John Müller (Hrsg.). *Palgrave Handbook of Critical Posthumanism*. Cham: Springer Nature Switzerland AG, 249–274.
- Mignolo, Walter D. (2019). *Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität*. Wien u. a.: Turia + Kant.
- Plumwood, Val (2002). *Environmental Culture. The ecological crisis of reason*. London u. a.: Routledge.
- Pongratz, Ludwig A. (2005). *Untiefen im Mainstream. Zur Kritik konstruktivistisch-systemtheoretischer Pädagogik*. Wetzlar: Büchse der Pandora.
- Timofeeva, Oxana (2018). Zombie. In Rosi Braidotti & Maria Hlavajova (Hrsg.). *Posthuman Glossary*. London: Bloomsbury Academic, 467–470.
- Wynter, Sylvia & McKittrick, Katherine (2015). Unparalleled Catastrophe for our Species? Or, to Give Humanness a Different Future: Conversations. In Katherine
- McKittrick (Hrsg.). *Sylvia Wynter: On Being Human as Praxis*. Durham: Duke University Press, 9–89.

Polyphonie vs. Homophonie – Über eine erziehungswissen- schaftliche Publikationskultur im Wandel

Tim Roor

Zusammenfassung

Die Dynamik des erziehungswissenschaftlichen Publikationswesens verändert sich hin zu einer stärkeren Orientierung an Fachzeitschriften, was Auswirkungen auf die Autonomie und Vielfalt der Forschung haben könnte. Im Fokus stehen dabei kommerzielle Verlage und ihre steigende Macht. Systemtheoretisch betrachtet wird deutlich, wie die Autopoiesis der Wissenschaft durch ökonomische Rationalitäten beeinflusst wird. Die Diskussion zeigt auf, dass diese Entwicklung nicht nur die Publikationspraxis, sondern auch die wissenschaftliche Freiheit beeinflussen könnte.

Publikationskultur · Autonomie der Wissenschaft · Systemtheorie · Diamond Open Access

Polyphonie vs. Homophonie – Über eine erziehungs- wissenschaftliche Publika- tionskultur im Wandel

Tim Roor

1. Einleitung

„Journals both secure the shared values of a scientific community and endorse what that community takes to be certified knowledge.“ (Vanderstraeten 2011, 109)

Fachzeitschriften stellen in vielen wissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere in den Natur- und Lebenswissenschaften, das wichtigste Instrument zur Legitimierung von Wissen innerhalb der akademischen Gemeinschaft dar. Dies ist darauf zurückzuführen, dass Fachzeitschriften in diesen Bereichen häufig als primäre Plattformen für die Verbreitung neuer Forschungsergebnisse in Verbindung mit dem auf Qualitätssicherung abzielenden Instrument des Peer Reviews genutzt werden. In den Erziehungs- und Geisteswissenschaften werden hingegen Monografien und Sammelwerke traditionell als maßgebliche Publikationsformen betrachtet, da sie tiefere und umfassendere Untersuchungen zu einem Thema ermöglichen (Kempka 2018; Kuhberg-Lasson, Singleton & Sondergeld 2014). Diese unterschiedlichen Publikationskulturen zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen spiegeln die jeweiligen Anforderungen und Traditionen der Disziplinen wider.

Der jüngst veröffentlichte Datenreport Erziehungswissenschaft 2024 deutet neuerdings auf Tendenzen einer Veränderung der Publikationskultur in

eben dieser Disziplin hin, die sich durch eine Abkehr publizistischer Polyphonien auszeichnet und sich immer stärker an „einer international vernetzten Publikationskultur anschließt“ (Stollfuß, Schindler, Rummler, Missomelius & Hug 2021, 1). Diese Kultur zeichnet sich dadurch aus, dass wissenschaftliche Arbeiten nicht nur national, sondern international veröffentlicht, rezipiert und diskutiert werden. Damit einhergehend ist diese Kultur neben Tendenzen zum Mainstreaming und zur Kommerzialisierung durch die Orientierung an quantitativen Bewertungsmaßstäben zu charakterisieren, die wissenschaftliche Leistungen global vergleichbar machen. Felicitas Heßelmann (Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025, 17) und Caspar Hirschi (ebd., 17-18) gehen im Rahmen des Symposiums zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens nicht von einer Standardisierung wissenschaftlichen Publizierens aus bzw. schreiben dieses Phänomen allein jenen Disziplinen zu, „die sich sehr stark auch an quantitativen Leistungskriterien orientieren“ (ebd., 18). In dieser Replik werde ich angesichts der Datenlage aus der erziehungswissenschaftlichen Disziplin, die traditionell ein über bibliometrische Daten hinausreichendes Leistungsverständnis vertritt (Tippelt 2008, 180), einen Wandel der erziehungswissenschaftlichen Publikationskultur verdeutlichen. Im Sinne einer Theoretisierung wissenschaftlichen Publizierens über Verlage beziehe ich mich auf ausgewählte Konzepte und Überlegungen der Luhmann'schen Systemtheorie (2). Dies erlaubt eine reflektierte Einordnung konkreter Beobachtungen von jüngeren Entwicklungen in der erziehungswissenschaftlichen Publikationskultur. Während die

Diskutant:innen im Rahmen des Symposiums stets die publikationskulturelle Sonderstellung der Erziehungswissenschaft betonen, diskutiere ich Hinweise auf einen gegenläufigen Trend, den ich im Folgenden nachzeichne (3) und dessen Konsequenzen ich für die Publikationskultur und die Freiheit erziehungswissenschaftlicher Forschung (4) aufzeige. Dabei werde ich zur Verdeutlichung auch Daten aus der erziehungswissenschaftlichen Subdisziplin der Erwachsenenbildungsforschung¹ heranziehen. Im Zuge der Ausformulierungen möglicher Konsequenzen meiner Trendwahrnehmung dient die Systemtheorie wiederum als analytischer Deutungsrahmen (5).

2. Wissenschaftliches Publizieren aus systemtheoretischer Perspektive

Ein systemtheoretischer Zugang zur Publikation und Verbreitung von Wissen innerhalb der Wissenschaft ist besonders praktikabel, um strukturelle Aspekte von Wissen und die Form ihrer Mitteilung in Abgrenzung zu anderen Gesellschaftsbereichen zu betrachten. Die Luhmann'sche Systemtheorie geht davon aus, dass der biologische Begriff des autopoietischen Systems auch auf überindividuelle Entitäten Anwendung finden kann (Burri 1994, 322). Systeme sind dann autopoietisch, wenn sie die Elemente, aus denen sie bestehen, durch die Elemente, aus denen sie bestehen, selbst produzieren und reprodu-

zieren (Luhmann 1994, 49). Gleichwohl sind autopoietische Systeme nicht als ausschließlich geschlossen zu betrachten, insofern sie ihre Selbstproduktion nur in Differenz zu einer Umwelt vollziehen können (ebd.).

Im Kontext der Systemtheorie ist die Wissenschaft ein Teilsystem gesellschaftlicher Kommunikation, das in struktureller Kopplung mit biologischen und psychischen Systemen existiert und sich aus kommunikativen Operationen zusammensetzt (Luhmann 1991, 225). Das zentrale Medium der Wissenschaft ist die Wahrheit, die sich im Code wahr/unwahr ausdifferenziert (Franzen 2014, 375; Luhmann 1994, 292). Der Wahrheitswert wird ausschließlich im Wissenschaftssystem entlang wissenschaftlicher Kriterien und Programme festgelegt und kann nicht mit Kriterien anderer Gesellschaftssysteme ermittelt werden (ebd.).

Die wissenschaftliche Publikation stellt im Wissenschaftssystem das operative Medium der Autopoiesis dar und ist zudem Teil eines Belohnungssystems der Wissenschaft (Stichweh 2013, 57). Bei der Veröffentlichung wissenschaftlicher Beiträge ist das Wissenschaftssystem abhängig von Verlagsorganisationen, die anders als Wissenschaftsorganisationen einer gewinnmaximierenden wirtschaftlichen Rationalität folgen (Schimank & Volkmann 2012, 180). Anders gesagt lässt sich aus Perspektive der Systemtheorie die Wissenschaft als ein exklusives gesellschaftliches Funktionssystem beschreiben, dessen Existenz und Autonomie

¹ Der Begriff *Erwachsenenbildungsforschung* umfasst im Folgenden das gesamte Spektrum der Erwachsenenbildung, der Bildung Erwachsener, der Weiterbildung sowie des lebenslangen Lernens (Dörner & Schäffer 2015, 280).

grundsätzlich von „fremdreferentiellen Strukturen des Publikationswesens“ (Franzen 2014, 389) abhängen und sich im Zuge der digitalen Publikationsdistributionsstrategien der Verlage mit einer sozialen Entdifferenzierung und einer gleichzeitigen sachlichen Expansion konfrontiert sieht (Dickel 2020, 50-52). Soziale Entdifferenzierung ist im Kontext des Wissenschaftssystems eng verbunden mit dem Phänomen der Digitalisierung wissenschaftlicher Kommunikation, welche die traditionellen Grenzen zwischen Expert:innen und Laien aufgrund der zunehmend frei zugänglichen wissenschaftlichen Publikationserzeugnisse im Zuge von Open Access aufweicht. Der Bestand dieser Grenze sei jedoch zur Wahrung der besonderen Leistungsfähigkeit der Wissenschaft und zum Schutz ihrer vollumfänglichen Mediatisierung essentiell (Weingart 2011, 47). Überspitzt kann das Verblässen der beschriebenen Grenzziehung zum Verlust epistemischer Autorität der Wissenschaftsakteure als exklusive Wissensproduzenten führen. Für eine gänzliche Entdifferenzierung des Funktionssystems sorgt das beschriebene Phänomen jedoch nicht, da auf der Sachebene des systemtheoretischen Entdifferenzierungsbegriffs die Bindung der wissenschaftlichen Kommunikation am spezifischen Code der Wahrheit weiterhin Bestand hat. Auf der Sachebene ist also vielmehr von einer digitalisierungsgetriebenen Expansion als Entdifferenzierung zu sprechen. War das Wissenschaftssystem vor seiner rasanten Digitalisierung operativ an spezifische organisationale und professionelle Zugehörigkeiten gebunden, so steigen gegenwärtig die Optionen potentieller Netzwerkverknüpfungen in die Gesellschaft im Sinne einer Inklusionsraumerweiterung für potentielle Wis-

sensproduzenten und -rezipienten, die sich beispielsweise über Crowdsourcing-Projekte oder Bürgerwissenschaftsinitiativen konkretisieren können (Dickel & Franzen 2016). Das zunehmend marktwirtschaftlich orientierte und durch gesamtgesellschaftlich bekannte Großverlage geprägte Publikationswesen spielt in dieser Dynamik die Rolle eines Transmitters zwischen den Funktionssystemen und ist somit die wichtigste Variable für den Expansionserfolg des Wissenschaftssystems.

3. Erziehungswissenschaftliches Publizieren im Wandel

Ähnlich wie in den Natur- und Sozialwissenschaften findet auch in der Erziehungswissenschaft schon seit längerer Zeit die positive Korrelation zwischen Publikationszahlen (Output) und Zitationszahlen (Impact) Anklang (Diem & Wolter 2011). Dennoch wird der Erziehungswissenschaft eine Publikationskultur zugeschrieben, welche sich unter anderem durch eine Diversität der Veröffentlichungsarten auszeichnet (Dees 2008, 29). Während die Diversität der Veröffentlichungsarten weiterhin eine Rolle spielt, deutet sich ein den Entwicklungen in den Naturwissenschaften kongruenter Trend zu einer stärkeren Fokussierung auf Output und dessen Impact an. Um diesen Wandel näher erfassen zu können, müssen die aktuellen Daten zur Publikationskultur analysiert werden. Auch interessant sind Zahlen zu Promotionsprojekten des wissenschaftlichen Nachwuchses, die Hinweise auf eine mögliche Beschleunigung des publikationskulturellen Wandels bergen.

Basierend auf bibliometrischen Daten der Literaturdatenbank FIS Bildung, die sich auf die Erziehungswissenschaft fokussiert, zeigt sich für die beiden Erhebungszeiträume 2010-2013 und 2018-2021² bei der Gesamtzahl aller erfassten Publikationen für Zeitschriftenartikeln eine quantitative Steigerung von 46 auf 62 Prozent, während für Beiträge in Sammelwerken und Monografien ein Rückgang um 6,3 und 9,7 Prozent zu verzeichnen ist (Schmidt Hertha, Rittberger & König 2024, 182). Bei Differenzierung zwischen dem Publikationsverhalten von Professor:innen und nicht-professoralen Wissenschaftler:innen wird zudem deutlich, dass diese Entwicklung nicht von dem Karrierepfad der Wissenschaftler:innen abhängt (ebd., 183). Durch die Erhebung der Dissertationen in der Erziehungswissenschaft deutet sich zudem an, dass auch zukünftig der Anteil von Veröffentlichungen in Fachzeitschriften steigen und im ähnlichen Maße Buchbeiträge sinken werden, da der Anteil kumulativer Dissertationen stark ansteigt (Martini 2024, 209). Mit der Zunahme von Zeitschriftenpublikationen geht auch eine Tendenz zum Publizieren in Mehrautor:innenschaften in der Erziehungswissenschaft einher (Schmidt Hertha et al. 2024, 196). International ist zudem zwischen 2011 und 2020 festzustellen, basierend auf Daten von Web of Science, dass die Anzahl erziehungswissenschaftlicher Fachzeitschriften und die dort publizierten Beiträge (107,46 Prozent) rasant steigen und damit einhergehend auch Open Access (OA)-Publikationen stark zunehmen (Sezig, Orbay & Orbay 2022). Diese

Entwicklung ist in einem durch die Internet-technologie vorangetriebenen „second journal growth boom period in history“ (Gu & Blackmore 2016, 714) des gesamten Wissenschaftskosmos eingebettet.

Der quantitative Zuwachs fachzeitschriftlicher Publikationsorte geht in der Erziehungswissenschaft, basierend auf Daten von FIS Bildung, allerdings nicht mit einem Zuwachs an Publikationen einher, vielmehr sind diese seit 2010 im Trend rückläufig (Schmidt Hertha et al. 2024, 181). Diese Beobachtung mit dem generellen Rückgang erziehungswissenschaftlicher Publikationspraxis zu erklären, ist zu kurz gegriffen. Vielmehr scheint ein wissenschaftspolitischer Steuerungseffekt hier die plausiblere Erklärung zu liefern. So legt beispielsweise die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) seit 2010 stärker den Fokus auf wissenschaftlich besonders hochwertige und international sichtbare Publikationen und weniger auf die reine Quantität von Veröffentlichungen (Kleiner 2010).

Die dargelegten datenbasierten Deskriptionen einer sich im Wandel befindlichen erziehungswissenschaftlichen Publikationskultur mit besonderem Fokus auf Publikationsformate legen nahe, dass die „Standardisierung oder [...] Gleichförmigkeit des wissenschaftlichen Publizierens“ (Heßelmann in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 17) durch eine zunehmende Fokussierung der Disziplin auf Fachzeitschriften vorangetrieben wird. Eine solche Entwicklung impliziert eine Abnahme der Diversität der Publikationsformate zugunsten einer stärkeren Fokussierung auf Fachzeitschriftenpublikationen, die strik-

2 Das Jahr 2022 ist aufgrund eines Cyberangriffs auf die FIS Bildung Literaturdatenbank nicht auswertbar.

teren formalen und inhaltlichen Standards unterliegen. Fachzeitschriften setzen häufig spezifische Vorgaben hinsichtlich Struktur, Format und Inhalt der Artikel, um eine hohe Vergleichbarkeit und Qualitätssicherung zu gewährleisten. Diese normativen Vorgaben fördern eine homogenere Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse und schränken die Vielfalt der Publikationsformate ein. Gleichzeitig trägt die Standardisierung der Publikationsformate zur Effizienz und internationalen Vergleichbarkeit der wissenschaftlichen Kommunikation bei, was wiederum die Sichtbarkeit und den Einfluss der Forschung erhöhen kann (Bornmann & Marx 2011).

Systemtheoretisch bergen die beschriebenen Veränderungen potenzielle Gefahren für die Autonomie der Wissenschaft auf deren publizistischer Meso-Ebene. Monografie- und Sammelbandpublikationen sind wirtschafts-ökonomisch zunehmend herausfordernd für kommerziell orientierte Großverlage (Shaw, Phillips & Gutiérrez 2023). Die Aufmerksamkeitsverlagerung auf reputative wissenschaftliche Zeitschriften kann je nach Forschungsdisziplin dazu führen, dass neben wissenschaftlichen Kriterien, die für oder gegen die Publikation eines Beitrags sprechen, auch politische, ökonomische oder massenmediale Erwartungsstrukturen Einfluss auf Entscheidungsprozesse haben (Franzen 2014, 394). Während die Deskription der sich wandelnden Publikationskultur erste Hinweise birgt, dass politische Erwartungsstrukturen spürbar sein könnten, bedarf es

einer tiefergehenden Betrachtung von (möglichen) Konsequenzen des Wandels.

4. „Much ado about Nothing“ oder „5 vor 12“? Mögliche Konsequenzen einer neuen erziehungswissenschaftlichen Publikationskultur

Zeitschriftliche Publikationsmöglichkeiten stehen der Erziehungswissenschaft national wie international in großer Anzahl zur Verfügung, ohne dabei Abstriche bei qualitätssichernden Verfahren wie dem Peer Review machen zu müssen. Anders sieht es aus, wenn man sich die Zeitschriften anschaut, die im Emerging Sources Citation Index (ESCI) oder im Social Sciences Citation Index (SSCI) gelistet sind und über einen Impact Factor verfügen. Diese Indizes sind Teil größerer Datenbanken: Der Journal Citation Report (JCR) ist eine Metrik innerhalb der Web of Science-Datenbank, während der Scimago Journal Rank (SJR) auf der Scopus-Datenbank basiert. Beide Indizes bieten wichtige Kennzahlen zur Bewertung der Sichtbarkeit und des Einflusses von Zeitschriften.

Aufgrund vergangener empirischer Arbeiten und meiner Fachzugehörigkeit beziehe ich mich bei der Skizzierung der indexierten erziehungswissenschaftlichen Zeitschriftenlandschaft auf die Erwachsenenbildungsforschung³. Gegenwärtig lassen sich zwölf deziert erwachsenenpädagogische Zeitschriften identifizieren, die im SSCI bzw. im ESCI des JCR oder im SJR indexiert sind. Da somit in

³ Ich gehe davon aus, dass sich Erkenntnisse zur Subdisziplin auf die Erziehungswissenschaften als solche übertragen lassen.

der Erwachsenenbildungsforschung ohnehin nur wenige Zeitschriften über einen Impact Factor verfügen, wird in der Scientific Community die Platzierung der Zeitschriften im Ranking bisweilen nur selten beachtet, solange sie überhaupt über eine Indexierung in Web of Science oder Scopus verfügen und somit große Sichtbarkeit generieren.

Neun der 12 Zeitschriften werden von kommerziellen Verlagen wie Taylor & Francis, Sage Publishing oder Springer Nature publiziert. Gemessen an allen in Web of Science inkludierten Publikationen ist dieser hohe Wert nicht verwunderlich. Erziehungswissenschaftliche Zeitschriften gehören in der Logik von Web of Science zu den „Social Sciences“. In dieser Kategorie werden mehr als 66 Prozent aller Journals von den fünf größten kommerziellen Verlagen veröffentlicht (Larivière, Haustein & Mongeon 2015, 7). Das eingangs skizzierte Abhängigkeitsverhältnis der Wissenschaft von einem System mit unterschiedlicher Rationalitätslogik verstärkt sich auf der Ebene international renommierter Zeitschriften zunehmend unter Berücksichtigung der sich verändernden Publikationskultur.

Die erste Gefahr, die ich hervorheben möchte, betrifft die indirekte Steuerungsmacht, die kommerzielle Großverlage in der Erwachsenenbildungsforschung erlangen könnten. Mittelgeber:innen und Evaluationsagenturen der Wissenschaft können bei der Bewertung wissenschaftlicher Leistung grundsätzlich auf verschiedene qualitative Kriterien zurückgreifen, in der Praxis, so die Meinung einiger Naturwissenschaftler:innen (z.B. Molinié & Bodenhausen 2010 & 2013; Ernst 2010), verließen sich die Meisten

dieser Player allerdings ausschließlich auf bibliometrische Daten. Allein durch die Bereitstellung von Impact-Faktoren und Indexierungsübersichten können so kommerzielle Großverlage in der Wissenschaft einen gewichtigen Einfluss auf Wissenschaftsförderung und -evaluation ausüben.

Dies mag für die Erwachsenenbildungsforschung noch wie ein abstraktes Szenario erscheinen, betrachtet man jedoch die zunehmende evidenzorientierte Praxis der Disziplin genauer, haben sich die Big Player des Verlagswesens bereits in dieser Steuerungsrolle etabliert. Ein Beispiel dafür ist die zunehmend inflationäre Verwendung von sogenannten „systematic reviews“ in der Erwachsenenbildungsforschung, die als Reaktion auf die bildungspolitische Forderung nach verstärkter Evidenzorientierung interpretiert werden kann (mehr dazu bei Vetter, Mulliez & Bonn 2023, 142-144). Beginnend bei der Datenbankrecherche orientieren sich viele Autor:innen methodisch an den Vorgaben aus der evidenzbasierten Medizin, die als Urheber von Systematic Reviews gilt. Als Standarddatenbanken gelten hier Web of Science und Scopus, in denen ausschließlich Zeitschriften aus dem JCR und SJR gelistet werden. Erweitern Erziehungswissenschaftler:innen hierbei ihre Suchstrategie nicht um eine manuelle Suche oder um Datenbanken, die auch graue Literatur führen (z.B. ERIC), können bereits gegenwärtig massive Verzerrungseffekte entstehen, die mit einer Abwertung essenzieller erziehungswissenschaftlicher Publikationsformate wie Monografien und Sammelwerken oder Beiträge aus nicht indexierten Zeitschriften wie beispielsweise den etablierten

Hessischen Blättern für Volksbildung einhergehen.

Auch das standardisierte Qualitätssicherungsinstrument des Peer Reviews kann inhaltlichen Einfluss auf die Forschung ausüben. Kyle Siller und David Strang (2017) fanden heraus, dass Einreichungen in einer von SAGE publizierten Zeitschrift mit hohem Impact-Faktor, die Mainstream-Theorien herausfordern, wesentlich kritischer begutachtet und mit grundlegenden Überarbeitungshinweisen bedacht werden als Manuskripte, die zwar neue Perspektiven und Ansätze beschreiben, dabei aber etablierte Ansätze weniger offensiv herausfordern. Der dadurch ausgelöste Konformitätsdruck kann in stark von Zeitschriften dominierten Publikationskulturen auch negative Auswirkungen auf die Breite des fachdisziplinären Diskurses haben.

Der Blick in die wirtschaftsstrategische Zukunft von Core Publishern in der Wissenschaft ist ebenfalls lohnenswert. Schon 2021 schilderte der Ausschuss für Wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme (AWBI) in einem Informationspapier, dass sich Verlage zunehmend als Unternehmen für Informationsanalysen verstehen und ihr Geschäftsmodell von Content Providern hin zum Data Analytics Business wandelt (AWBI 2021). Dieses neue Geschäftsmodell bietet Verlagen weitere Potenziale zur Steigerung ihrer Gewinnmargen über OA-Gesamtgebühren hinaus, birgt jedoch auch erhebliche Gefahren für die wissenschaftliche Freiheit von Leser:innen und Autor:innen (Reitz 2024). Der AWBI warnt davor, dass unerkanntes und somit unreguliertes Datentracking eine Verletzung des Rechts auf den Schutz der ei-

genen Daten und gar eine potenzielle Gefährdung von Wissenschaftler:innen darstellt, da die Daten auch ausländischen Regierungen und autoritären Regimes zugänglich werden können (AWBI, 8). Diese Warnung mag in der Erwachsenenbildungsforschung vielleicht übertrieben wirken, doch die Nutzung solcher Daten könnte theoretisch zum Nachteil der Disziplin verwendet werden. Beispielsweise könnten Förderentscheidungen an Universitäten auf diesen (pseudo-)objektiven Daten basieren, oder datenbasierte Empfehlungen an Nachwuchswissenschaftler:innen hinsichtlich karriereförderlicher Forschungsschwerpunkte gegeben werden.

Die hohe Anzahl versteckter Datentracker in den neun eingangs erwähnten indexierten Zeitschriften der Erwachsenenbildungsforschung, die von Core Publishern herausgegeben werden, zeigt auf, wie verschiedene Aspekte der Nutzenden überwacht und gespeichert werden können. Vier von SAGE verlegte Journals nutzen zwischen 22 und 26 versteckte Datentracker, drei von Taylor & Francis publizierte Zeitschriften nutzen 17 und eine von Springer Nature ebenfalls 17 Tracker. Im Vergleich dazu nutzt die Zeitschrift Nature 70 Trackingtools (ebd., 9). Vergleicht man diese Zahlen jedoch mit nicht kommerziell ausgerichteten erwachsenenpädagogischen Zeitschriften, die im Diamond OA-Modell veröffentlichen und im ESCI indexiert sind, wird das Ausmaß des Datentrackings deutlicher: The European Journal for Research on the Education and Learning of Adults nutzt nur elf und das Canadian Journal for the Study of Adult Education lediglich zwei Tracker. Die beiden letztgenannten Zeitschriften stehen exemplarisch

für eine inklusive Gegenöffentlichkeit, die angesichts einer zunehmend durch kommerziell orientierte Zeitschriftenverlage geprägten Publikationskultur Anlass zur Hoffnung der systemischen Stabilität des wissenschaftlichen Publizierens geben. Wie bereits erwähnt, verfolgen beide Zeitschriften das Diamond OA-Publikationsmodell, welches sich durch Kostenfreiheit auf Konsument:innen und Produzent:innenseite auszeichnet. Im Gegensatz dazu wird eine der restlichen zehn identifizierten Zeitschriften im Closed Access publiziert und alle anderen im hybriden OA. Gerade letzterer Publikationsweg wird aufgrund des sogenannten double dipping stark kritisiert, da die Verlage häufig sowohl durch Subskriptionszahlungen als auch durch Publikationsgebühren doppelt bezahlt werden. Bei den neun hier relevanten Journals im hybriden OA beträgt die Publikationsgebühr zwischen 2.490 und 3.195 Euro, wobei das Publizieren eines Artikels gerade einmal 400 Euro an tatsächlichen Kosten verursacht (Grossmann & Brembs 2021).

Die beidseitige Kostenfreiheit bei Diamond OA-Zeitschriften sorgt allerdings für eine äußerst prekäre Finanzierungssituation, die sich wiederum negativ auf die Nachhaltigkeit solcher Journals auswirkt (Göttker 2022, 309). Während Diamond OA in anderen Disziplinen kaum Verbreitung findet, sind sie in den Sozial- und Geisteswissenschaften recht etabliert (Taubert, Sterzik & Bruns 2024). Besonders geeignet und wirtschaftlich nachhaltiger scheinen dabei Zeitschriften zu operieren, die mit bis zu 25 Artikeln pro Jahr als klein bzw. mittelgroß klassifiziert werden (ebd.).

Neben Aspekten der strukturellen und inhaltlichen Unabhängigkeit von kommerziell

orientierten Verlagen bergen Diamond OA-Zeitschriften auch Potentiale zur Steigerung der Gleichberechtigung im internationalen erziehungswissenschaftlichen Publikationswesen. Autor:innen aus dem sogenannten globalen Süden veröffentlichen vergleichsweise selten Diskursbeiträge zur Erwachsenenbildungsforschung in renommierten internationalen Zeitschriften (Vetter 2022). Hohe Artikelbearbeitungsgebühren schränken Wahlfreiheit von Publikationsorten für Wissenschaftler:innen in Ländern und Einrichtungen ein, die OA-Publikationen nicht finanzieren können. Viele Wissenschaftler:innen, die von solchen Einschränkungen betroffen sind, weichen auf non-mainstream Journals aus, die häufig vorschnell als „Predatory Journals“ diskreditiert werden. Die zwei positiv hervorgehobenen Journals bilden reputationssichernde Optionen freier Partizipation am wissenschaftsdisziplinären Diskurs, der entscheidend durch Aufsätze (mit-)geprägt wird. Da Diamond OA allerdings noch ein eher kleines Publikationsmodell darstellt, müssen andere Finanzierungswege erschlossen werden, um wichtige Komponenten von Wissenschaftsfreiheit gewährleisten zu können. Der Wissenschaftsrat schlägt hier beispielsweise die Finanzierung über Verzichtserklärungen vor, die auf Verlagsseite ohne große Einkommensverluste bzw. mit vergleichsweise geringen finanziellen Aufwendungen für Forschungsförderer oder Konsortien in Europa möglich seien (Wissenschaftsrat 2022, 71).

Aus Perspektive der Systemtheorie besitzt das wissenschaftliche Publikationssystem zwei zentrale Funktionen. Einerseits die Speicherfunktion, mit der die Offenhaltung

von kommunikativen Anschlussmöglichkeiten über den Zeitverlauf hinweg gemeint ist, sowie die Verbreitungsfunktion (Taubert & Weingart 2010, 166). Die Verbreitungsfunktion bildet die Grundlage der Reputationsfunktion, die Verlage indexierter Zeitschriften für die Autor:innen erfüllen. Für Verlage ist Reputation eine ökonomisch relevante Größe, die Aufmerksamkeit der Fachdisziplinen und ggf. der Öffentlichkeit bindet (Franzen 2014, 378). Reputation ist für das System der Wissenschaft so wichtig, dass sie einen systeminternen Steuerungsmechanismus neben der Orientierung am Wahrheitscode (Kapitel 2) darstellt. Durch die augenscheinliche Objektivierung von Reputation durch zitationsbasierte Maßzahlen verstärkt sich die Reputationsfunktion des Subsystems gar in der Form, als dass Reputation als Symptom für Wahrheit betrachtet werden könne (Schimank 2010). In der Erziehungswissenschaft scheint dies allerdings noch nicht der Fall zu sein. So zeigt Lisa Shen (2011) beispielsweise in einer Umfrage unter 309 Autor:innen in OA-Zeitschriften der Erziehungswissenschaft, dass Aspekte des Peer Review-Verfahrens deutlich relevanter für die Publikationsortwahl von Erziehungswissenschaftler:innen sind, als bibliometrische Kennzahlen wie beispielsweise der Impact-Faktor. Sollte sich innerhalb der Disziplin die Relevanz der Reputation im Zuge des skizzierten publikationskulturellen Wandels steigern, kann dies zur Selbstverstärkung selbiger führen, als dass hochreputierte wissenschaftliche Publikationsmedien mehr Aufmerksamkeit, hochwertigere Beiträge und bekanntere Autoren:innen anziehen, was wiederum zu Zentrum-peripheren-Struktu-

ren auf Ebene der Publikationsorte führt. Das so entstehende System wirkt strukturschonend oder veränderungshemmend (Taubert & Weingart 2010, 172) und kann somit auch zur inhaltlichen Standardisierung und Konformität beitragen.

Die systemtheoretische Perspektive zeigt darüber hinaus auf, dass wissenschaftliche Großverlage neben der offensichtlichen Funktion der Verbreitung und Speicherung von Wissen auch die Funktion der Reputationssicherung für die Wissenschaft haben und dass durch die Konzentration auf wenige mächtige Core Publisher Gefahren für die autopoietische Autonomie von Publikationskulturen einhergehen können. Obwohl die ökonomische Orientierung des ausdifferenzierten wissenschaftlichen Publikationssystems, die sich durch die Bildung von Oligopolen zunehmend verstärkt, häufig und zurecht kritisiert wird, fällt auf, dass das nicht genuin wissenschaftliche Rationalitätsprinzip der Verwertbarkeit an sich noch kein Problem darstellt. Schließlich verliert als wahr und originell bescheinigtes Wissen, das von Verlagen in Zeitschriften publiziert wird, nicht an Substanz durch den Akt der Distribution und ökonomischen Verwertung. Problematisch, so Gerhard Lauer (2022, 6), wird das Verhältnis zwischen Verlagen und Wissenschaft aber dann, wenn die strukturelle Kontrolle über das Wissen entdifferenziert wird und das Wissenschaftssystem zu einem Subsystem des Wirtschaftssystems wird. Die beschriebene geschäftsstrategische Ausrichtung hin zum Science Tracking kann als ein Indiz eines solchen Kontrollverlustes betrachtet werden. Durch das unerkannte Datentracking können Verlage auf Metawissen der

Wissenschaft exklusiv zugreifen und speichern, das der Wissenschaft selbst verborgen bleibt (ebd.). Durch die mögliche Auflösung dieser Systemdifferenzen droht zwar noch keine Entdifferenzierung im systemtheoretischen Sinne, wohl aber ein grundlegend neuartiger Systemzustand, der die Spirale der Monetarisierung der offenen Wissenschaft weiter dreht. Orientiert an Martina Franzen (2014, 359) ist insgesamt eine Reduktion der Autonomie zweiter Ordnung von Seiten der (Erziehungs-)Wissenschaft durch den beschriebenen publikationskulturellen Wandel zu befürchten.

5. Fazit

Ausgangspunkt meiner Replik war die datenbasierte Beobachtung einer Veränderung des erziehungswissenschaftlichen Publikationswesens, die der im Symposium attestierten publizistischen Polyphonie entgegensteht und eher zu einer Monokultur tendiert. Mit dem vertragsgesteuerten Veröffentlichen stand ein Aspekt im Fokus meiner Erläuterungen, dem meines Erachtens im Symposium die wenigste Beachtung geschenkt wurde. Es wurde deutlich, dass Zeitschriften den bevorzugten Publikationsort in der Erziehungswissenschaft darstellen und zunehmend Monografien und Sammelwerke verdrängen. Aus Perspektive der Systemtheorie wurde dabei das tieferreichende Problem dieser Verschiebung für die Wissenschaft deutlich. Während die Wissenschaft im Medium der Wahrheit operiert, unterliegt das Verlagswesen als Teil des Wirtschaftssystems kommerziellen Rationalitätslogiken. Die auf wirtschaftliches

Wachstum ausgerichtete Geschäftsstrategie hat zur Folge, dass sich die Grenzen des Wissenschaftssystems aufweichen, dies geschieht allerdings nur auf der sozialen und nicht auf der sachlichen Dimension. Dass die Grenzen der Wissenschaft stets aufs Neue konstruiert, definiert und verteidigt werden müssen, ist soziologisch unstrittig – und entspricht durchaus einem kommunikationstheoretischen Verständnis funktionaler Differenzierung (Dickel 2020, 51). Dennoch wurde in Kapitel vier deutlich, dass dominierende kommerziell ausgerichtete Wissenschaftsverlage z.B. durch die Bereitstellung bibliometrischer Kennzahlen auch indirekten Einfluss auf inhaltliche Ausrichtungen erziehungswissenschaftlicher Forschung haben und Wissenschaftsfreiheit gefährden können. Während die OA-Bewegung ursprünglich mit dem Ziel des Ausbruchs aus der Abhängigkeit vom kommerziellen Verlagswesen angetreten ist und mittlerweile ökonomisch vereinnahmt wurde, bieten Diamond OA-Zeitschriften eine weitere Exitoption für das Wissenschaftssystem. Angesichts historischer Erfahrungen wäre es allerdings naiv anzunehmen, dass dies ohne Unterstützung der öffentlichen Hand nachhaltig gelingen kann.

Wie prekär die Situation für die Erziehungswissenschaft tatsächlich ist, bleibt abzuwarten. Fakt ist aber, dass die Disziplin keine Insel ist, sich die Publikationskultur im Wandel begreift und dieser Wandel kritischer Beobachtung bedarf. Ralf Vanderstraeten (2011, 123) argumentiert, dass Wissenschaftler:innen darin geschult seien, ihre eigene Arbeit und die der anderen kritisch zu betrachten, aber sich diese kritische Energie fast ausschließlich auf den wissenschaftlichen Produktionsprozess,

auf die "technischen" Aspekte der Forschung richtet. Den kommunikativen Aspekten wird viel weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Sie werden nicht als historisch spezifische Formen wahrgenommen, die Druck auf den Forschungsprozess ausüben und die Bedingungen der Teilnahme an den disziplinären Kommunikationsprozessen bestimmen. Der vorliegende Band der Zeitschrift *Debatte* und das transkribierte Symposium geben Anlass zur Hoffnung, dass dieser Defizitdiagnose auf die Erziehungswissenschaft etwas entgegengesetzt wird.

Zusätzlich zur Auseinandersetzung mit den inhaltlichen Auswirkungen einer sich verändernden Publikationskultur sollten wir Erziehungswissenschaftler:innen und Erwachsenenbildungsforscher:innen im Hinblick auf das sich etablierende Science Tracking einen bewussteren Umgang mit OA-Publikationen einüben. Hierzu zählt neben der Auseinandersetzung mit den Datenschutzbestimmungen der Verlage die konsequente Wahl der CC-BY-Lizenz, beim Lesen nur essentielle Cookies zu akzeptieren oder Publisher danach zu fragen, wie lange und wo sie welche personenbezogenen Daten verarbeiten und aufbewahren (Mittermaier 2024, 18).

Literatur

Ausschuss für Wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme (2021). Datentracking in der Wissenschaft: Aggregation und Verwendung bzw. Verkauf von Nutzungsdaten durch Wissenschaftsverlage. Ein Informationspapier des Ausschusses für Wissenschaftliche Bibliotheken

und Informationssysteme der Deutschen Forschungsgemeinschaft. <https://doi.org/10.5281/zenodo.5900759>.

Bornmann, Lutz & Marx, Werner (2011). The Anna Karenina principle: A concept for the explanation of success in science. In arXiv, 1–39. <https://doi.org/10.48550/arXiv.1104.0807>.

Burri, Alex (1994). Reviewed Work: Die Wissenschaft der Gesellschaft by Niklas Luhmann. In *Dialectica*, 45 (4), 322–324.

Dees, Werner (2008). Transparenz und Evaluierbarkeit des erziehungswissenschaftlichen Publikationsaufkommens. Eine anwendungsorientierte Studie. In *Erziehungswissenschaft*, 19 (37), 27–32. <https://doi.org/10.25656/01:2485>.

Dickel, Sascha & Franzen, Martina (2016). The „Problem of Extension” revisited: new modes of digital participation in science. In *Journal of science communication (JCOM)*, 15 (1), 1–17. <https://doi.org/10.22323/2.15010206>.

Dickel, Sascha (2020). Postsoziale Gesellschaft. Zur Aktualität der Systemtheorie in Zeiten digitaler Kommunikation. In *Soziale Welt*, 23 (Sonderband), 46–59. <https://doi.org/10.5771/9783845295008-46>.

Diem, Andrea & Wolter, Stefan C. (2011). Messungen von Forschungsleistungen in den Erziehungswissenschaften am Beispiel der Schweiz. Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF). <https://doi.org/10.25656/01:4927>.

Dörner, Olaf, & Schäffer, Burkhard (2015). Erwachsenenbildungsforschung und Forschungsmethoden. In Jörg Dinkelaker & Aiga von Hippel (Hrsg.). *Erwachsenenbildung in Grundbegriffen*. Stuttgart:

- Kohlhammer, 280–287. <https://doi.org/10.17433/978-3-17-023924-1>.
- Ebner von Eschenbach, Malte; Freide, Stephanie & Rundel, Stefan (2025). Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen. In *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Sonderheft 2: Schreiben, begutachten, veröffentlichen – Praktiken wissenschaftlichen Publizierens*, 12–39.
- Ernst, Richard R. (2010). The follies of citation indices and academic ranking lists. A brief commentary to 'Bibliometrics as Weapons of Mass Citation'. In *Chimia*, 64 (1-2), 90. <https://doi.org/10.2533/chimia.2010.90>.
- Franzen, Martina (2014). Grenzen der wissenschaftlichen Autonomie. Zur Eigengesetzlichkeit von Publikationskulturen. In *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 2. Sonderband, 374–399. <https://doi.org/10.17879/zts-2014-540>.
- Grossmann, Alexander & Brembs Björn (2021). Current market rates for scholarly publishing services [version 2; peer review: 2 approved]. In *F1000Research*, 10:20, 1-25. <https://doi.org/10.12688/f1000research.27468.2>.
- Gu, Xin & Blackmore, Karen L. (2016). Recent trends in academic journal growth. In *Scientometrics* 108, 693–716. <https://doi.org/10.1007/s11192-016-1985-3>.
- Göttker, Susanne (2022). Open Access: Koste es, was es wolle? Eine kritische Würdigung der Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Transformation des wissenschaftlichen Publizierens zu Open Access. In *Bibliotheksdienst*, 56 (5), 295-315. <https://doi.org/10.1515/bd-2022-0046>.
- Kempka, Andreas (2018). Die disziplinäre Identität der Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt. <https://doi.org/10.35468/9783781556317>.
- Kleiner, Matthias (2010). Qualität statt Quantität. In *Forschung, Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft*, 1, 2-3.
- Kuhberg-Lasson, Veronika; Singleton, Katja & Sondergeld, Ute (2014). Publikationscharakteristika im interdisziplinären Feld der Bildungsforschung. In *Journal for educational research online*, 6 (3), 134–155. <https://doi.org/10.25656/01:9691>.
- Lauer, Gerhard (2022). Datentracking in den Wissenschaften: Wissenschaftsorganisationen und die bizarre Asymmetrie im wissenschaftlichen Publikationssystem. In *O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal*, 9 (1), 1–13. <https://doi.org/10.5282/o-bib/5796>.
- Larivière, Vincent; Haustein, Stefanie & Mongeon, Philippe (2015). The Oligopoly of Academic Publishers in the Digital Era. In *PLoS ONE*, 10 (6), 1–15. <https://doi.org/doi:10.1371/journal.pone.0127502>.
- Luhmann, Niklas (1991). *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1994). *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Martini, Renate (2024). Promotionen und Habilitationen in der Erziehungswissenschaft. In Bernhard Schmidt-Hertha; Anja Tervooren; Renate Martini & Ivo Züchner (Hrsg.). *Datenreport Erziehungswissenschaft 2024*. Erstellt im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Erzie-

- hungswissenschaft (DGfE). Opladen u. a.: Barbara Budrich, 201–218. <https://doi.org/10.3224/84743042>.
- Mittermaier, Bernhard (2024). Science Tracking. – at the 68. Helmholtz Open Science online seminar. https://gfzpublic.gfz-potsdam.de/pubman/item/item_5025035 [04.04.2024].
- Molinié, Antoinette & Bodenhausen, Geoffrey (2010). Bibliometrics as weapons of mass citation. In *Chimia*, 64 (1-2), 78–89. <https://doi.org/10.5281/zenodo.45689>.
- Molinié, Antoinette & Bodenhausen, Geoffrey (2013). On toxic effects of scientific journals. In *Journal of Biosciences*, 38, 189–199. <https://doi.org/10.1007/s12038-013-9328-5>.
- Reitz, Tilman (2024). Open-Access, DEAL-Verhandlungen und Wissenschaftsfreiheit. In Uwe Schimank (Hrsg.). *Open Access – DEAL – Wissenschaftstracking: Das wissenschaftliche Publikationssystem im Wandel*. Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 9–42. urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-39274.
- Schimank, Uwe (2010). Reputation statt Wahrheit: Verdrängt der Nebencode den Code? In *Soziale Systeme*, 16 (2), 233–242. <https://doi.org/10.1515/sosys-2010-0204>.
- Schimank, Uwe & Volkmann, Ute (2012). Die Ware Wissenschaft: Die fremdreferentiell finalisierte wirtschaftliche Rationalität von Wissenschaftsverlagen. In Anita Engels & Lisa Knoll (Hrsg.). *Wirtschaftliche Rationalität*. Wiesbaden: Springer VS, 165–183. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93354-2_8.
- Schmidt-Hertha, Bernhard; Rittberger, Marc & König, Anna (2024). Forschung und Publikationskulturen. In Bernhard Schmidt-Hertha; Anja Tervooren; Renate Martini & Ivo Züchner (Hrsg.). *Datenreport Erziehungswissenschaft 2024*. Erstellt im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE). Opladen u. a.: Barbara Budrich, 173–200. <https://doi.org/10.3224/84743042>.
- Sezgin, Aslıhan; Orbay, Keziban, & Orbay, Metin (2022). Educational Research Review From Diverse Perspectives: A Bibliometric Analysis of Web of Science (2011–2020). In *Sage Open*, 12 (4), 1–13. <https://doi.org/10.1177/21582440221141628>.
- Shaw, Philip; Phillips, Angus & Gutiérrez, Maria B. (2023). The Future of the Monograph in the Arts, Humanities and Social Sciences: Publisher Perspectives on a Transitioning Format. In *Pub Res Q*, 39, 69–84. <https://doi.org/10.1007/s12109-023-09937-1>.
- Shen, Lisa (2011). There are Discipline-Based Differences in Authors' Perceptions Towards Open Access Publishing. In *Evidence Based Library and Information Practice*, 6 (3), 71–73. <https://doi.org/10.18438/B89W5D>.
- Siler, Kyle & Strang, David (2017). Peer review and scholarly originality. Let 1,000 flowers bloom, but don't step on any. In *Science, Technology, & Human Values*, 42 (1), 29–61. <https://doi.org/10.1177/0162243916656919>.
- Stichweh, Rudolf (2013). *Wissenschaft, Universität, Professionen: Soziologische Analysen* (Neuaufgabe). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839423004>.
- Stollfuß, Sven; Schindler, Christoph; Rummler, Klaus; Missomelius, Petra &

- Hug, Theo (2021). Qualitätssicherung für wissenschaftliche Veröffentlichungen. Für eine differenzierte und fachgerechte Betrachtung disziplinärer Publikationskulturen. In *Medienpädagogik*, 1–4. <https://doi.org/10.21240/mpaed/00/2021.10.27.X>.
- Taubert, Niels C. & Weingart, Peter (2010). ‚Open Access‘ – Wandel des wissenschaftlichen Publikationssystems. In Tilmann Sutter & Alexander Mehler (Hrsg.). *Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen*. Wiesbaden: Springer VS, 159–181. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92292-8_8.
- Taubert, Niels C.; Sterzik, Linda & Bruns, Andre (2024) Mapping the German Diamond Open Access Journal Landscape. In *Minerva*, 62, 193–227. <https://doi.org/10.1007/s11024-023-09519-7>.
- Tippelt, Rudolf (2008). Qualitätsstandards und Forschungsevaluationen in der Erziehungswissenschaft. In *Zeitschrift für Pädagogik*, 53 (Beiheft), 171–189, <https://doi.org/10.25656/01:7276>.
- Vanderstraeten, Ralf (2011). Scholarly Communication in Education Journals. In *Social Science History*, 35 (1), 109–130. <https://www.muse.jhu.edu/article/430046>.
- Vetter, Tim (2022). Who Publishes What? – A Bibliometric Study of Papers from the Global South in International Journals of Adult Education Research. In *Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung*, 45, 107–128. <https://doi.org/103278/I72685W007>.
- Vetter, Tim; Mulliez, Gwennaëlle & Bonn, Eva (2023). Between Anything Goes and Methodical Rigor. An Empirical Analysis of Systematic Literature Reviews in Adult Education Research. In *Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung*, 46, 141–160. <https://doi.org/10.3278/I73910W008>.
- Weingart, Peter (2011). Die Wissenschaft der Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit der Wissenschaft. In Barbara Hölscher & Justine Suchanek (Hrsg.). *Wissenschaft und Hochschulbildung im Kontext von Wirtschaft und Medien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 45–61. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92648-3_4.
- Wissenschaftsrat (2022). Empfehlungen zur Transformation des wissenschaftlichen Publizierens zu Open Access. Köln. <https://doi.org/10.57674/fyrc-vb61>.

Open Peer Review – Wissenssoziologische Reflexionen über kollektive Erkenntnisprozesse und erwachsenenbildungswissenschaftliche Implikationen

Tamara Diederichs

Zusammenfassung

Der Beitrag fokussiert Peer Review-Verfahren aus einer wissenssoziologischen Perspektive. Ausgehend von einer Annäherung an die Bedeutung von (wissenschaftlichen) Kollektiven für die Generierung wissenschaftlichen Wissens wird Peer Review als sozialer Kommunikations- und Diskussionsprozess innerhalb der Wissenschaft dargestellt. Anschließend wird Open Peer Review als mögliche Alternative zu traditionellen Begutachtungsverfahren diskutiert. Abschließend wird diskutiert, inwiefern Open Peer Review als Thema in der erziehungswissenschaftlichen und speziell in der erwachsenenbildungswissenschaftlichen Debatte an Relevanz gewinnt.

Peer Review · Open Peer Review · Wissenssoziologie · Kollektive · Erwachsenenbildungswissenschaft

Open Peer Review – Wissenssoziologische Reflexionen über kollektive Erkenntnisprozesse und erwachsenenbildungswissenschaftliche Implikationen

Tamara Diederichs

1. Zur Bedeutung von (wissenschaftlichen) Kollektiven in der Erkenntnisproduktion

In der Erkenntnisproduktion spielen aus wissenschaftssoziologischer Perspektive Kollektive oder auch Gemeinschaften eine wichtige Rolle. So besteht das Ziel der Erkenntnisproduktion nach Jochen Gläser darin, „[...] Beiträge zu einem gemeinschaftlichen Wissensbestand zu leisten“ (Gläser 2012, 151). In diesem Sinne sind (wissenschaftliche) Kollektive als Gemeinschaft bereits an der Erkenntnisproduktion beteiligt. Indem ihre Mitglieder die Formulierung von Forschungsthemen und Fragestellungen am vorhandenen geteilten Wissen orientieren, leiten sie die Praxis der Erkenntnisproduktion (ebd., 156). Die Relevanz von Kollektiven bei bzw. für die Erkenntnisproduktion hebt auch Ludwig Fleck hervor. Nach ihm stabilisieren Kollektive Wissen und Erkenntnis, weil sie durch Denkstile (Denkzwänge) das Denkbare und damit auch die Wege und die Anerkennung der Erkenntnisproduktion einschränken. Kollektive begrenzen also Erkenntnis und ermöglichen zugleich Erkenntnis:

„Bereits Erkanntes beeinflusst die Art und Weise neuen Erkennens, das Erkennen erweitert, erneuert, gibt frischen Sinn dem Erkannten. Deshalb ist das Erkennen kein individueller Prozeß eines theoretischen ‚Bewußtsein überhaupt‘; es ist Ergebnis sozialer Tätigkeit, da der jeweilige Erkenntnisbestand die einem Individuum gezogenen Grenzen überschreitet.“ (Fleck 1980 [1935], 54).

Das Erkannte geht in bereits kollektiv Gedachtes ein und wird erst durch den Prozess der Kollektive zur Erkenntnis.

In dieser Weise zeigt auch das Symposium (Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025), dass in wissenschaftlichen Praktiken, die auf die Schaffung von Wissen und Erkenntnis¹ abzielen, Kollektive in unterschiedlichen Formen auftreten. Dabei verdeutlichen die einzelnen Positionen der Diskutant:innen die vielschichtige Involviertheit von Kollektiven in Prozesse der Erkenntnisproduktion sowohl in wissenschaftlichen Praktiken der Textproduktion, der Begutachtung als auch der Veröffentlichung. Während Felicitas Heßelmann das Kollektiv im Sinne der Zielgruppe mit dem Begriff „Publika“ (Heßelmann in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 17) aufgreift und den Anspruch von Publikationen verdeutlicht, eine Öffentlichkeit zu erreichen und damit individuelle Grenzen zu überschreiten, führt Caspar Hirschi aus, dass bei der Erstellung von Publikationen bereits die Disziplin (auch als wissenschaftliches Kollektiv) von einem sogenannten ‚Code‘ dominiert wird, der vorgibt, „wie Texte geschrieben werden,

¹ Der vorliegende Beitrag versteht Wissen in Anlehnung an Michel Foucault (2012) als das System und die formalen Regeln, die dem Wunsch nach Wissen eine Ordnung geben. Die Unterscheidung von Wissen und Erkenntnis kann im Beitrag „Formation organisationspädagogischer Erkenntnis“ (Diederichs 2022) vertieft werden und würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen.

was Einleitung, Hauptteil, Schluss usw. ist“ (Hirschi in ebd., 18). Dabei führt er für die Praxis des wissenschaftlichen Publizierens den Begriff der „Wissenskulturen“ (ebd., 35) ein, die in unterschiedliche Publikationssysteme eingebunden sind und wiederum unterschiedlichen Publikationsmöglichkeiten unterliegen. Martin Reinhart führt aus der Perspektive der Wissenschaftsforschung den Begriff der „Fachkulturen“ (Reinhart in ebd., 19) ein, die in seiner Argumentation als Kollektiv die Erkenntnisproduktion in der Textproduktion beeinflussen. Elisabeth Schäfer verweist mit der Idee des ‚Sprechen mit‘ und nicht des ‚Sprechen über‘ auf das Kollektiv und verdeutlicht die Position mit der Aussage: „Wir haben unsere Sprache nicht selbst erfunden, sondern von anderen erworben“ (Schäfer in ebd., 22). Nina Verheyen spricht in Bezug auf die wissenschaftliche Praxis der Begutachtung von kollektiven Denkprozessen, die bei der Begutachtung entstehen, und von der Problematik des Aneignens von Wissen zwischen Autorschaft und Begutachtung (Verheyen in ebd., 32).

In der vorliegenden Replik wird der Fokus auf die Begutachtung als wissenschaftliche Praxis gelegt und im Kontext der Peer Review-Debatte der bereits im Symposium angesprochene Aspekt des Open Peer Review-Verfahrens eingebracht. Dabei wird der Frage nachgegangen, welche Rolle Kollektive in Peer Review-Prozessen einnehmen, wenn man sie aus einer wissenssoziologischen Perspektive betrachtet. Vor dem Hintergrund der hier vorgestellten Perspektive auf die Bedeutung von (wissenschaftlichen) Kollektiven in der Erkenntnisproduktion argumentiert der Beitrag dafür, den Blick auf Open Peer

Review-Verfahren zu richten, um eine in wissenschaftlichen Strukturen bereits genuin vorhandene kollektive Erkenntnisproduktion bewusst in den Blick zu nehmen. Dem Beitrag liegt die These zugrunde, dass Kollektive den Ausgangspunkt aller Erkenntnis darstellen und dass Öffnungsprozesse, hier am Beispiel des Open Peer Review, eine mögliche Antwort auf bislang unbefriedigende Qualitätssicherungsverfahren hinter verschlossenen Türen bieten, in denen nur ein kleiner Teil eines Kollektivs zu Wort kommt.

Im Folgenden wird über Peer Review als Prozess in der Wissenschaft nach dem Kern von Begutachtung gefragt. Anschließend stehen Open Peer Review-Prozesse als eine Form der Begutachtung im Mittelpunkt. Dabei wird der Blick insbesondere auf die damit verbundene Erkenntnisfunktion gerichtet. Der Beitrag schließt mit einem Einblick in die erwachsenenbildungswissenschaftliche Debatte und zieht ein Fazit zu der einleitend aufgestellten These. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es weniger, eine abschließende Antwort auf das Symposium zu geben, als vielmehr durch das Aufgreifen und Weiterdenken eines spezifischen Aspekts, Türen für weitere kollektive Erkenntnisproduktionen zu öffnen.

2. Peer Review als sozialer Kommunikations- und Diskussionsprozess in der Wissenschaft

Peer Review ist ein sehr weit gefasster Begriff. Er steht zunächst für verschiedene soziale Evaluationspraktiken, wie z. B. die Begutachtung von Manuskripten, aber auch

die Begutachtung von Forschungsanträgen, Berufungen und Beförderungen sowie die Qualitätsbewertung von Forschungs- und Lehrprogrammen im Rahmen von Akkreditierungen (Forsberg, Geschwind, Levander & Wermke 2022, 4). Das Konzept des Peer Review ist dabei ein in der Wissenschaft einzigartiges Konzept, das seit langem existiert und zu den Kernelementen der Selbststeuerung der Wissenschaft zählt (Reinhart 2012; Hornbostel 2008). „Peer Review heißt, dass die Begutachtung von wissenschaftlichen Leistungen und Akteuren in geregelten Verfahren von Fachkollegen vorgenommen wird“ (Neidhardt 2016, 261). Die gegenseitige Begutachtung von Kolleg*innen birgt Konfliktpotenzial, insbesondere vor dem Hintergrund der ungleichen Verteilung von Macht und Ressourcen im wissenschaftlichen Feld. So können Konkurrent*innen über die Verteilung von wissenschaftlichem Kapital, beispielsweise in Form von finanziellen Mitteln, Positionen oder Prestige, entscheiden. Diesbezüglich sei auch auf die Theorie von Pierre Bourdieu (1998) verwiesen der dies in seiner Publikation „Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes“ ausführt. Reinhart macht dies im Symposium bereits in seinem Eingangsstatement deutlich:

„Wie veröffentlicht wird, wie geschrieben wird, wie begutachtet wird, ist von Positionskämpfen innerhalb von Fächern geprägt. [...] Man kann sich immer die Frage stellen, wer spricht und in welchem Fach. Und am Ende des Tages vielleicht auch, welche Position es zu markieren und vielleicht auch durchzusetzen gelte.“ (Reinhart in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 20)

In der deutschen Hochschullandschaft, mit der Einführung eines New Public Management sowie in den 1990er Jahren mit der Einführung von leistungsabhängiger Mittelzuweisung, übernahm der Peer Review-Prozess einen besonderen Stellenwert (Neidhardt 2010, 281). Friedhelm Neidhardt führt dabei zwei Funktionen von Peer Review auf, zum einen die Selektionsfunktion, zum anderen die Konstruktionsfunktion (ebd., 281-282): Während es bei der *Selektionsfunktion* um die Verteilung knapper Ressourcen geht, wird bei der *Konstruktionsfunktion* in den Wissenschaftsprozess durch den Versuch, spezifische Fachstandards durchzusetzen, eingegriffen. Jochen Gläser (2012, 155) spricht hier von dem Prozess der Modifikation, da Gutachter*innen eigene Vorschläge und Hinweise in den Prozess bringen und auf diese Weise die Produktion des Wissens beeinflussen. Bei der Begutachtung von Publikationen zeigt sich, dass Peer Review-Prozesse bereits vor der Veröffentlichung Einfluss auf die Inhalte nehmen. Sie beeinflussen also bereits das Angebot, einen Beitrag zum gemeinsamen Wissensbestand zu leisten. Ob der Beitrag jedoch tatsächlich in den Wissensbestand aufgenommen wird, zeigt sich erst später durch dessen Nutzung (ebd., 156). Gläser beschreibt diesen Prozess in Anlehnung an Bruno Latour wie folgt:

„Die Fachgemeinschaft ist bereits an der Erarbeitung dieser Angebote beteiligt, da der peer review durch Antizipation, Selektion und Modifikation die Inhalte der Publikation mitbestimmt. Nicht alle diese Angebote werden angenommen – viele Publikationen werden nicht gelesen oder nicht genutzt. Ein Teil des angebotenen neuen Wissens

wird jedoch durch andere Mitglieder der Gemeinschaft in ihrer eigenen weiteren Wissensproduktion verwendet. Dies ist der basale Integrationsmechanismus für Wissen. Wissenschaftler lesen Publikationen und benutzen das in ihnen gefundene Neue als ‚Rohstoff‘ in ihrer eigenen Produktion. Wenn dies häufiger geschieht, dann baut der neue gemeinschaftliche Wissensbestand zum Teil auf dem Angebotenen auf und hat ihn dadurch integriert. Ob und wie dies geschieht, hängt nicht mehr vom Anbieter, sondern allein von der Rezeption des Angebotes durch dessen potentielle Benutzer ab (Latour 1987, 59).“ (ebd.)

Trotz der allgemeinen Anerkennung und auch Alternativlosigkeit von Peer Review-Verfahren als soziale Form der Qualitätssicherung, stehen traditionelle Peer Review-Verfahren auch unter Kritik. Dabei bezieht sich die Kritik auf verschiedene Ebenen (Neidhardt 2010, 282): In Bezug auf Gutachten werden beispielsweise Unzuverlässigkeit und Widersprüchlichkeit oder soziale und politische Vorurteile kritisiert, die sich z.B. auf Geschlecht, Nationalität, institutionelle Zugehörigkeit, Sprache oder auch Fachrichtung beziehen. Ferner lassen sich strukturelle Kritiken beobachten, die Verzögerungen und den finanziellen Aufwand im Peer Review-Prozess betreffen. Insbesondere Verzögerungen durch langsame Peer Review-Verfahren oder ein immer wieder erneutes Einreichen und Ablehnen führen zu später Veröffentlichung von Forschungsergebnissen, was wiederum die Weiternutzung und Einbindung neuer Wissensbestände verlangsamt. Weitere Kritikpunkte lassen sich auch in wissenschaftlichen Mängeln wie fehlender Kontrolle oder

auch Ideenklau feststellen, die aufgrund der sogenannten ‚black-box‘ in traditionellen Peer Review-Verfahren besonders zum Tragen kommen (Ross-Hellauer 2017, 4). Verheyen (in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 32) beschreibt den Punkt der Aneignung von Ideen ebenfalls im Symposium und problematisiert, dass Gutachter*innen durch die Tätigkeit der Begutachtung auch mit neuen und innovativen Ideen in Kontakt kommen und dadurch kollektive Denkprozesse angestoßen werden. All dies lässt sich mit der Grundidee des Peer Reviews als soziale Form der Qualitätssicherung kaum in Einklang bringen, sondern kann vor allem durch träge Strukturen und intransparente Verfahren und Entscheidungsprozesse als qualitätshinderlich beschrieben werden.

Vor dem Hintergrund gängiger Kritik an traditionellen Peer Review-Verfahren betont Gabi Reinmann neben der Selektionsfunktion als Steuerungsmechanismus auch „[...] die Chance [...], in Peer-Review-Prozessen eine kritische Auseinandersetzung, einen Gedankenaustausch, kurz: einen Diskurs, anzuregen [...]“ (Reinmann 2015, 28), welche sie auch als Erkenntnisfunktion beschreibt. Stefan Hirschauer schlägt aus soziologischer Sicht bereits zu Beginn des Jahrtausends nach einer analytischen Betrachtung der Peer Review-Forschung vor, Gutachten nicht nur als „Dokumente rationaler Kognition“ (Hirschauer 2004, 77) zu betrachten, sondern als Sprechpraxis der Wissenschaft ernst zu nehmen und Peer Review-Prozesse damit auch als Teil wissenschaftlicher Kommunikation zu verstehen.

Auch Reinhart macht im Symposium deutlich, Peer Review als etwas Alltägliches in der

Wissenschaft zu begreifen. Peer Review als Kommunikations- und Diskussionsprozess kann an vielen Orten stattfinden. Gerade in den Sozialwissenschaften treten ‚Peers‘ oft erst später in den Prozess der Wissensproduktion ein. Hirschauer betont: „Hier findet die Kollektivierung der Wissensproduktion oft erst nach der Einreichung bei einer Fachzeitschrift statt“ (Hirschauer 2004, 79). Auch wenn Peers im Sinne des Verständnisses von Fleck (1980 [1935]) als Denkkollektiv immer schon im ‚Gedachten‘ vorhanden sind, treten sie in den Sozialwissenschaften erst im Kontext der Begutachtung aktiv in den Prozess ein. Eine Besonderheit der Sozialwissenschaften, denn wie Hirschi im Symposium beschreibt, ist das Kollektiv durch eine kollektive Autorschaft in den Natur- und Experimentalwissenschaften bereits im Prozess der Textproduktion sichtbar (Hirschi in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 25).

Im Folgenden wird an diese Überlegungen anknüpfend die Bewegung der Open Peer Review-Prozesse als alternative Begutachtungsverfahren zum traditionellen Peer Review im Publikationsprozess in den Blick genommen, wobei Peers als Erkenntniskollektive und die Erkenntnisfunktion als Peer Review-Funktion im Mittelpunkt stehen.

3. Open Peer Review als Alternative

Open Peer Review lässt sich als eine Bewegung in der Wissenschaft beschreiben, die unterschiedliche Wurzeln zusammenbringt. Ihnen gemeinsam ist das Streben nach Offenheit. Sie wird ferner als Teil einer übergeord-

neten Open Science Bewegung verstanden. Ihr liegt keine einheitliche Definition zugrunde, sondern ihr werden unterschiedliche Verfahren zugeordnet. Tony Ross-Hellerauer (2017, 6-7) untersucht in einem systematischen Literaturreview 42 unterschiedliche Definitionen und clustert die dort gefundenen Varianten in Bezug auf ihre Offenheit wie folgt:

- a) Offene Identitäten: Autor*innen und Gutachter*innen sind sich über die jeweilige Identität des anderen im Klaren.
- b) Offene Berichte: Übersichtsberichte werden zusammen mit dem entsprechenden Artikel veröffentlicht.
- c) Offene Beteiligung: Die gesamte Gemeinschaft kann zum Begutachtungsprozess beitragen.
- d) Offene Interaktion: Direkte gegenseitige Diskussionen zwischen Autor*innen und Gutachter*innen und/oder zwischen den Gutachter*innen sind erlaubt und erwünscht.
- e) Offene Vorbegutachtung von Manuskripten: Manuskripte werden sofort verfügbar gemacht (z.B. über Preprint-Server wie arXiv) vor einem formellen Peer Review-Verfahren.
- f) Offene Kommentierung der endgültigen Version: Überprüfung oder Kommentierung von Veröffentlichungen in der endgültigen ‚Version of Record‘.
- g) Offene Plattformen: Hier findet die Überprüfung (der Review) an anderen Orten als an dem Ort der Veröffentlichung statt.

Bei den vorgestellten Varianten zeigt sich, dass unterschiedliche Ziele im Fokus der Öffnung des Peer Reviews stehen. Während die hier als (a) und (b) vorgestellten Varianten

den Fokus auf Transparenz legen, zeigt sich in den Varianten (c), (d), (e), (f) und (g) die Ermöglichung und Schaffung eines offenen Kommunikationsraums zur Verbesserung des Kommunikationsangebots bzw. des angebotenen Wissensbeitrags. Anders als in der von Neidhardt (2010, 281-282) beschriebenen Selektionsfunktion kann diesen Varianten eine Erkenntnisfunktion zugeschrieben werden, die durch die Peers als Erkenntnis-kollektiv eingebracht wird. Die Öffnung des Peer Review-Prozesses birgt dabei das Potenzial den Peer Review-Prozess bewusst als Teil der Erkenntnisproduktion zu begreifen und damit auch konkurrierende Betrachtungen im Sinne von Bourdieu (1998), wie bereits zuvor beschrieben, offen zu legen.

Strukturell lässt sich mit Blick auf die Öffnung von Peer Review-Prozessen insbesondere das Internet und dessen revolutionärer Charakter hervorheben, welches den Zugang zu solchen geschaffenen Räumen ermöglicht. Es lassen sich vereinzelt Journale aufzeigen, welche im digitalen Bereich systematisch ein offenes Peer Review-Verfahren etabliert haben, exemplarisch F1000 Research (2024), aber auch spezifische Plattformen wie ScienceOpen (2024), die unabhängig vom Erscheinungsort einen offenen Peer Review ermöglichen. Das Internet, das bereits frühzeitig als technische Innovation der Wissenschaftskommunikation wahrgenommen wurde, ließ in den 1990er Jahren auch Fragen offen, wie sich Peer Review-Prozesse im Zuge dessen verändern werden oder welchen Stellenwert Peer Review-Verfahren vor dem Hintergrund der Möglichkeit, Wissen im Internet frei zu teilen, einnehmen werden (Hirschauer 2004, 79). Craig Bingham beschrieb in seinem 1998

veröffentlichten Beitrag „Peer review on the Internet: a better class of conversation“ bereits die Möglichkeiten eines offenen Peer Reviews im Internet und unterstreicht einen partizipativen, demokratischen Gedanken, der das Review als eine Debatte beschreibt. Zwar ließe sich das Internet auch nutzen, um den traditionellen Review-Prozess zu vereinfachen, indem Beiträge digital per E-Mail verschickt werden oder Reviews per Checklisten in digitalen Formularen ausgefüllt werden; eine innovative oder auch revolutionäre Nutzung des Internets wäre dabei jedoch nicht ausgeschöpft.

„This kind of electronic peer review saves paper, time, and communication expenses, but does not change the intellectual process. Some would say that this is a good thing; others that it misses the opportunity to transform peer review into a fairer system.“ (Bingham 1998, 11) So wie Viele seiner Zeit konnte Bingham die Entwicklungen nicht absehen und beendet seinen Beitrag mit den Worten: „Will it work? Ask me in a year.“ (ebd., 14)

Bei einer zunächst erziehungswissenschaftlichen Betrachtung und im Anschluss erwachsenenbildungswissenschaftlichen Zuspitzung lässt sich Bingham's Frage knapp 25 Jahre später eher ernüchternd beantworten: Ja, es funktioniert in dem Sinne, dass vornehmlich die traditionellen Peer Review-Prozesse elektronisch unterstützt werden. Peer Review-Prozesse bleiben jedoch trotz technischer Möglichkeiten meist hinter verschlossenen Türen. Debatten zu öffnen und den freien Zugang zu Diskussionen oder auch Dokumenten zu ermöglichen und die kollektive Erkenntnisproduktion im Sinne einer Öffnung zu fördern, bleibt aus. Die

Vorzüge des digitalen Zeitalters, „eine kontinuierliche Revidierbarkeit wissenschaftlicher Argumente in Echtzeit“ (Franzen 2016, 284), scheinen erziehungswissenschaftliche Publikationspraktiken nicht in der Breite erreicht zu haben.

4. Open Peer Review: eine erwachsenenbildungswissenschaftliche Debatte?

Problematiken des klassischen Peer Review-Verfahrens hat der Vorstand der DGfE bereits 2010 in der Zeitschrift *Erziehungswissenschaft* deutlich geäußert (DGfE 2010). Er betont die Adaption eines Verfahrens, welche als eine aus den naturwissenschaftlichen Disziplinen stammende Tradition beschrieben werden kann, und führt allgemein kritische Aspekte an, die bereits hier näher erläutert wurden. Mit Verweis auf eine Reanalyse von Stefan Hornbostel und Meike Olbrecht (2007) kommen sie zu dem ernüchternden Ergebnis, dass

„Peer Review Verfahren zwar keineswegs die gewünschte Qualitätsgarantie bieten, aber dennoch ein befriedigendes Maß an Übereinstimmung im Expertenurteil. Peer Review-Verfahren seien also bei weitem nicht so ausgereift, wie es wünschenswert wäre, aber sie seien zugleich vorerst auch nicht ersetzbar.“ (DGfE 2010, 189)

Damit schließt die DGfE insbesondere mit Blick auf die Qualitätssicherung guter wissenschaftlicher Praxis lediglich an kritikbehaftete traditionelle Peer Review-Verfahren an. Der Blick auf offene Peer Review-Verfahren und damit einhergehende Potenziale bleibt aus.

Vor dem Hintergrund des hier aufgeführten Stellenwertes von Peer Review-Verfahren zur Qualitätssicherung guter wissenschaftlicher Praxis, der damit einhergehenden Kritik und den Möglichkeiten, die die Digitalisierung grundlegend auch für die Wissenschaftskommunikation bietet, verwundert es, dass offene Peer Review-Verfahren sowohl in der Erziehungswissenschaft als auch in der Erwachsenenbildung als Randerscheinung beobachtet werden können. Eine eigene Debatte zum Thema Open Peer Review in erziehungswissenschaftlichen oder auch spezifisch erwachsenenbildungswissenschaftlichen Kontexten konnte im Rahmen der intensiven Beschäftigung mit dem Thema für diesen Beitrag nicht ausfindig gemacht werden. Eine erziehungswissenschaftliche Thematisierung lässt sich nur punktuell beobachten. So beschreibt exemplarisch auch Dors Bambej (2016), dass Ansätze, die sich mit einem Open Peer Review Verfahren beschäftigen, grundlegend eher einen „erprobenden Charakter“ (Bambej 2016, 29) mit sich bringen und Peer Review-Verfahren im Bereich der Erziehungswissenschaft bis zum Stand ihrer Untersuchung von den in der Erziehungswissenschaft begutachteten Zeitschriften, „bis dato ausnahmslos auf klassischem Wege organisiert werden“ (ebd.). Mit Verweis auf eine Umfrage von Lisa Marie Lorenz (2013) zum Thema Forschungsinfrastrukturen in der Erwachsenenbildung unter besonderer Berücksichtigung von Open Access formuliert sie weiter, dass sich die Community der Erwachsenenbildung und Weiterbildung jedoch offen gegenüber gemeinschaftlichen oder auch kollaborativen Begutachtungsverfahren als Innovationen zeigt (Bambej 2016, 29). Eine

aktuelle Studie zu „Open Science Praktiken in der Erziehungswissenschaft“ (Diederichs & Fritz i. E.), die die Praktiken von Erziehungswissenschaftler*innen erhebt, zeigt, dass ein Großteil der Befragten dem Thema Open Peer Review keine wichtige Rolle beimisst oder unentschieden ist. Dennoch scheinen Open Peer Review-Verfahren nicht gänzlich unbekannt zu sein, denn knapp 30 Prozent der Befragten gaben an, bereits an einem Open Peer Review-Verfahren teilgenommen zu haben.

Mit Blick auf die Publikationspraxis in einschlägig erwachsenenpädagogischen Organen zeigt sich, dass exemplarisch das Magazin *erwachsenenbildung.at* oder auch die Zeitschrift *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung* die Begriffe „offenes Peer-Review-Verfahren“ (*erwachsenenbildung.at* 2024) oder „Open Peer Review“ (*debatte* 2024) nutzt, um die Begutachtungsprozesse zu beschreiben. Bei beiden stehen mit Blick auf Ross-Hellauer (2017) das Merkmal der offenen Identitäten im Fokus des Open Peer Reviews und der daran anschließende Austausch, um eine Erkenntnisfunktion zu leisten. Eine vollständige Öffnung hin zu Scientific Community zeigt sich bisher in keinen (bekannten) Publikationen der Erwachsenenbildung. Dabei scheint eine Öffnung und damit auch der Einbezug einer potenziellen Vielzahl an Beteiligten auch vor dem Hintergrund einer wissenssoziologischen Betrachtung auf die Bedeutung von Kollektiven im Prozess der Wissensproduktion aussichtsreich, um das Angebot nicht in erster Linie mittels einer Selektionsfunktion zu reduzieren, sondern um das Angebot qualitativ anschlussfähiger an unterschiedliche Forschungen zu machen. Gläser verweist

bereits darauf, dass mit Blick auf die Qualitätskontrolle, die Verwendung der wichtigste Mechanismus sei,

„[...] weil sich das angebotene neue Wissen in anderen Forschungskontexten als dem seiner Erzeugung bewähren muss. Je öfter Neues durch andere weiterverwendet wird, desto häufiger muss es sich in neuen Verknüpfungen mit anderem und in der Anwendung durch andere bewähren.“ (Gläser 2012, 156)

Auch mit Blick auf die Öffnung der Erwachsenenbildung in Bezug auf Interdisziplinarität und Transdisziplinarität (Robak, Ebsen-Lenz & Egloff 2021) ließe sich weiterhin die Frage stellen: Wer sind denn eigentlich die Peers? Insbesondere in der Erwachsenenbildung zeigt sich, dass Erkenntnis Kollektive nicht nur innerhalb ihrer Fachkultur Erkenntnisse erzeugen, sondern gesellschaftlich eingebunden sind, auf Praxis verweisen und sozusagen „[...] sich zunehmend am Rand der Disziplin“ (Ebner von Eschenbach 2018, 29) bewegen. Hier lässt sich mit Malte Ebner von Eschenbach nach der epistemischen Verantwortung fragen, die auch aufgrund der „gesellschaftlichen Dimension wissenschaftlicher Erkenntnispraxis“ (ebd., 29-30) einer kritischen Auseinandersetzung und Prüfung bedarf.

Blicken wir abschließend auf die Bedeutung von Kollektiven in der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion, auch in Bezug auf die Aufnahme von Angeboten, in Form von Publikationen, in bestehende Wissensbestände, und nehmen des Weiteren die Öffnung der Wissenschaft, so wie sie auch vielerorts im Symposium angesprochen wurde, ernst, stellt sich die Frage, ob das traditionelle Peer Review

trotz seiner Kritik wirklich noch als ‚befriedigende‘ Qualitätskontrolle beschrieben werden kann, oder ob eine Debatte, wie sie hier durch das Symposium angestoßen wurde, nicht längst überfällig erscheint, um gerade etwas augenscheinlich Wichtiges wie die Qualitätskontrolle erwachsenenspezifischer Wissensangebote offen zur Diskussion zu stellen.

Um mit den Worten von Heßelmann die Replik zu beenden, ließe sich fragen:

„Welche Möglichkeiten haben wir, diesen Diskurs vielleicht ein bisschen zu entdisziplinieren oder zumindest irgendwie anders zu disziplinieren? Was für eine andere Art von Erkenntnis könnten wir damit produzieren?“ (Heßelmann in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 23)

Eine mögliche Antwort auf die Fragen wäre: Wir können wissenschaftliche Praktiken öffnen und in diesem Fall die Praktik der Begutachtung öffnen, um ein möglichst breites Spektrum eines Kollektives zu Wort kommen zu lassen, welches mit Blick auf Fleck (1980 [1935]) bereits inhärent in den Prozess der Erkenntnisproduktion verwoben ist. Welche Schwierigkeiten und Hürden wiederum dann mit Öffnungsprozessen von Review-Verfahren einhergehen, wäre dann an anderer Stelle weiter zu untersuchen und zu diskutieren.

Literatur

Bambey, Doris (2016). Fachliche Publikationskulturen und Open Access. Fächerübergreifende Entwicklungstendenzen und Spezifika der Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung. Darmstadt. doi: 10.25656/01:12331.

Bingham, Craig (1998). Peer review on the Internet: A better class of conversation. In *The Lancet*, 351, 10–14. doi: 10.1016/S0140-6736(98)90307-5.

Bourdieu, Pierre (1998). Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UVK.

Dayé, Christian (2017). Soziologische Konzeptualisierungen von wissenschaftlichen Kollektiven und ihr Einsatz in der Soziologiegeschichte. In Stephan Moebius & Andrea Ploder (Hrsg.). *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 63–80.

debatte (2024). Open Peer-Review-Verfahren. [https://zeitschrift-debatte.de/review/\[12.03.2024\]](https://zeitschrift-debatte.de/review/[12.03.2024]).

Diederichs, Tamara (2022). *Formation organisationspädagogischer Erkenntnis*. Wiesbaden: Springer VS.

Diederichs, Tamara & Fritz, Maren Dorit (i. E.). *Open Science Praktiken in der Erziehungswissenschaft*.

DGfE (2010). Überlegungen zur Problematik von Peer-Review-Verfahren bei Publikationen. In *Erziehungswissenschaft*, 21 (41), 186–193.

Ebner von Eschenbach, Malte (2018). Die gesellschaftliche Dimension wissenschaftlicher Erkenntnispraxis. Überlegungen zur epistemischen Verantwortung in der Erwachsenenbildungswissenschaft. In *Forum Erwachsenenbildung*, 51 (4), 27–30. doi: 10.25656/01:23641.

Ebner von Eschenbach, Malte; Freide, Stephanie & Rundel, Stefan (2025). *Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Ein Symposium zu Praktiken*

- wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen. In *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Sonderheft 2: Schreiben, begutachten, veröffentlichen – Praktiken wissenschaftlichen Publizierens*, 12-39.
- erwachsenenbildung.at (2024). *Magazin erwachsenenbildung.at*. <https://erwachsenenbildung.at/magazin/> [12.03.2024].
- F1000 (2024). *f1000research*. <https://f1000research.com/> [12.03.2024].
- Fleck, Ludwik (1980 [1935]). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Forsberg, Eva; Geschwind, Lars; Levander, Sara & Wermke, Wieland (2022). *Peer Review in Academia*. In Eva Forsberg, Lars Geschwind, Sara Levander & Wieland Wermke (Hrsg.). *Peer review in an Era of Evaluation*. Cham: Springer International Publishing, 3–36.
- Foucault, Michel (2012). *Über den Willen zum Wissen. Vorlesungen am Collège de France 1970–1971*. Berlin: Suhrkamp.
- Franzen, Martina (2016). *Open Science als wissenschaftspolitische Problemlösungsformel? In Dagmar Simon; Andreas Knie; Stefan Hornbostel & Karin Zimmermann (Hrsg.). Handbuch Wissenschaftspolitik. Wiesbaden: Springer VS, 261–279. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05455-7_23.*
- Gläser, Jochen (2006). *Wissenschaftliche Produktionsgemeinschaften. Die soziale Ordnung der Forschung*. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Gläser, Jochen (2012). *Scientific communities*. In Sabine Maasen; Mario Kaiser; Martin Reinhart & Barbara Sutter (Hrsg.). *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 151–162.
- Hirschauer, Stefan (2004). *Peer Review Verfahren auf dem Prüfstand / Peer Review Research – Reviewed*. In *Zeitschrift für Soziologie*, 33 (1), 62–83. doi: 10.1515/zfsoz-2004-0104.
- Hornbostel, Stefan (2008). *Neue Evaluationsregime? Von der Inquisition zur Evaluation*. In Hildegard Matthies & Dagmar Simon (Hrsg.). *Wissenschaft unter Beobachtung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 59–82.
- Hornbostel, Stefan & Olbrecht, Meike (2007). *Peer Review in der DFG: die Fachkollegiaten*. (iFQ-Working Paper, 2). Bonn: iFQ – Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-7339> [12.03.2024].
- Lorenz, Lisa Marie (2013). *Forschungsinfrastrukturen in der Erwachsenenbildung unter der besonderen Berücksichtigung von Open Access*. <http://www.die-bonn.de/doks/2013-forschungsmethode-01.pdf> [12.03.2024].
- Neidhardt, Friedhelm (2010). *Selbststeuerung der Wissenschaft: Peer Review*. In Dagmar Simon; Andreas Knie & Stefan Hornbostel (Hrsg.). *Handbuch Wissenschaftspolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 280–292.
- Neidhardt, Friedhelm (2016). *Selbststeuerung der Wissenschaft durch Peer-Review-Verfahren*. In Dagmar Simon; Andreas Knie; Stefan Hornbostel & Karin Zimmermann (Hrsg.). *Handbuch Wissenschaftspolitik*.

- Wiesbaden: Springer VS, 261–279. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05455-7_22.
- OpenScience (2024). Offenes Peer Review (open peer review). <https://ag-openscience.de/open-peer-review/> [12.03.2024].
- Reinhart, Martin (2012). Soziologie und Epistemologie des Peer Review. Baden-Baden: Nomos.
- Reinmann, Gabi (2015). Triple Peer Review – Entwicklung eines neuen Peer Review-Verfahrens im Kontext der Bildungswissenschaften. In *Forschung. Politik – Strategie – Management*, (1+2), 27–36.
- Robak, Steffi; Ebsen-Lenz, Marieanne & Egloff, Birte (2021). Interdisziplinarität – Transdisziplinarität (in) der Erwachsenen- und Weiterbildung. In *Hessische Blätter für Volksbildung*, 71 (3), 4–12. doi: 10.3278/HBV2103W001.
- Ross-Hellauer, Tony (2017). What is open peer review? A systematic review. In *F1000Research*, 6, 588. doi: 10.12688/f1000research.11369.2.
- ScienceOpen (2024). ScienceOpen. research + publishing network. <https://www.scienceopen.com/> [12.03.2024].

Diskursive Ordnungsinstrumente. Betrachtungen von Begutachtungs- verfahren in erwachsenen- bildungswissenschaftlichen Zeitschriften

**Malte Ebner von
Eschenbach,
Stephanie Freide &
Stefan Rundel**

Zusammenfassung

In dem Beitrag gehen wir der These nach, dass Begutachtungsverfahren ordnungsbildend auf Wissenschaftsfelder wirken. Am Beispiel ausgewählter Zeitschriften der Erwachsenenbildungswissenschaft zeigen wir, wie der Einsatz von Peer Review-Verfahren begründet wird, welche Verfahrensweisen dargelegt werden und welche Akteure wie daran beteiligt sind. Im Ergebnis zeigt sich, dass es gerade die Zeitschriftenredaktionen sind, denen eine machtvolle Position in der Entscheidung über die Un-/Sichtbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse zukommt.

Fachzeitschriften · Peer Review · Begutachtungsverfahren · Hessische Blätter für Volksbildung · Zeitschrift für Weiterbildungsforschung · Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung

Diskursive Ordnungsinstrumente. Betrachtungen von Begutachtungsverfahren in erwachsenenbildungswissenschaftlichen Zeitschriften

Malte Ebner von Eschenbach,
Stephanie Freide & Stefan Rundel

1. Einleitung

Im Feld der Wissenschaft sind Veröffentlichungen *das* zentrale Mittel, um Erkenntnisse zu teilen und zu diskutieren. Für die einzelnen Wissenschaftler:innen stellen sie darüber hinaus ein wesentliches Instrument zum Erhalt von Sichtbarkeit und Reputation dar. Hierfür gilt es, sowohl den geltenden Ansprüchen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und -darstellung innerhalb der jeweiligen Disziplin zu genügen und Anschlüsse an bereits bestehende Erkenntnisse herzustellen als auch das Eigene und damit einhergehende Neue der jeweiligen Überlegungen herauszustellen. In diesem Spannungsverhältnis vollzieht sich nicht nur die disziplinspezifische Bewertung einer Veröffentlichung, sondern mit ihr auch eine – für die Einzelnen wie das disziplinäre Wissenschaftsfeld als Gesamtes – wirkmächtige De-/Legitimierung von Formen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und -darstellung. Dabei spielt insbesondere das erfolgreiche Passieren der Begutachtungsverfahren, die über Sicht- und Unsichtbarkeit der Veröffentlichungen entscheiden, eine erhebliche Rolle.

In diesem Horizont wenden wir unseren Blick auf die Peer Review-Verfahren von drei

Zeitschriften der Erwachsenenbildungswissenschaft, um zu explorieren, welche Begründungslogiken von den Zeitschriften für den Einsatz und die spezifische Ausgestaltung dieses Begutachtungsprozesses genannt werden, welche Verfahrensweisen dargelegt werden und wie sich die Akteurskonstellationen in der dargelegten Praxis beschreiben lassen. Dabei verfolgen wir die These, dass die Begutachtungsverfahren einen wesentlichen Beitrag zur Ordnung des jeweiligen Wissenschaftsfeldes leisten. Sie selektieren Beiträge, die „dazugehören“ oder die „nicht dazugehören“, und bestimmen so die Sichtbarkeit von bestimmten Erkenntnissen und damit einhergehenden Positionen der Wissenschaftler:innen, die diese hervorbringen (Bourdieu & Wacquant 1996 [1987], 127).

2. Begutachtungsverfahren als wirkmächtiges Instrument zur Ordnung von Wissenschaftsfeldern – Anschlüsse an das Symposium

Editorial Peer Review, Open Peer Review, Double-Blind Peer Review, Triple-Blind Peer Review – Formate des Peer Reviews gibt es in der aktuellen Veröffentlichungspraxis viele. Die Hoffnung, die damit einhergeht, ist, dass durch ein „Urteilen unter Beobachtung“ die Qualität, Aufmerksamkeit und auch Meinungsverschiedenheit gesteigert werden kann (Hirschauer 2019). Statt dass ein einzelner Herausgeber¹ über die Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Textes

¹ Dass damit auch genderbezogene Machtverhältnisse adressiert wurden, deutet Felicitas Heßelmann in einem kurzen Seitenkommentar an (Heßelmann in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 23).

entscheidet, sollte das Peer Review „eine Diversität von Perspektiven und Urteilen“ sowie „Austausch [...] ermöglichen“ (Heßelmann in Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025, 23). Dies stützt Caspar Hirschi auch in historischer Perspektive: „Peer Review wurde mit dem Anspruch eingeführt, dass es einen niederschweligen, einen freieren Zugang gerade zu führenden Zeitschriften gibt, ohne Barrierefunktion eines Old-Boys-Network, und dass es auch eine Machtteilung gibt bei der Beurteilung, was da reinkommen darf“ (Hirschi in ebd., 31).

Dabei zeigt die Symposiumsdiskussion, dass dem Peer Review nicht nur im Hinblick auf die Beurteilung von wissenschaftlicher Güte, sondern auch darüberhinausgehend eine ordnende Funktion auf das Feld der Wissenschaften zukommt. Denn die Entscheidung, *welcher Text* veröffentlicht werden soll und damit gelesen und rezipiert werden kann, bestimmt auch darüber, welche wissenschaftliche Erkenntnis Anerkennung im Feld erlangt, bzw. genauer: *welche Art der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion und -darstellung* als legitim angesehen wird (Schäfer in ebd., 34). Damit kommt gerade den Reviewer:innen² eine doppelte machtvoll Position innerhalb eines Prüfverfahrens zu, das sich auf vermeintlich übergeordnet geltende disziplinäre Wissenschaftsstandards beruft: Zum einen bestimmen sie mit ihrem Urteil über die Sichtbarkeit von Wissenschaftler:innen im umkämpften Feld einer jeweiligen Disziplin, zum anderen richten sie damit über die Art und Weise, wie Wissenschaft innerhalb dieses Teilfeldes

betrieben werden soll – und bestimmen so die epistemischen Ausrichtungen der jeweiligen Disziplin entscheidend mit.

Dabei stehen die Rollen der Begutachtenden und Begutachteten (selten) ein für alle Mal fest. Vielmehr sind Wissenschaftler:innen situativ auf der einen oder anderen Seite platziert – was sich wiederum auf den jeweiligen Reviewprozess auswirken kann (Reinhart in ebd., 27). Mit Formen der Verblindung – auf der einen wie der anderen Seite – wird versprochen, etwaige persönliche Befindlichkeiten oder Befangenheiten einzugrenzen. Doch gerade in überschaubaren Disziplinen wie der Erwachsenenbildungswissenschaft führt die Verblindung häufig insofern ins Leere, als dass die Autor:innen meist relativ leicht aufgrund des Themas, der jeweils eingenommenen Perspektive und der dafür herangezogenen Referenzen erkannt werden (können). Eine standortunabhängige Bewertung durch die Begutachtenden ist damit nahezu unmöglich. Darüber hinaus wird, wie Hirschi im Symposium problematisiert, die machtvoll Position der Reviewer:innen gerade durch die Verblindung noch gestützt, insofern sie nicht mit ihrem Namen für ihr Gutachten eintreten und damit Verantwortung für die jeweilige Beurteilung übernehmen müssen (Hirschi in ebd., 31-32). Der einstige dialogische Impetus von Peer Reviews wird so zugunsten einer hierarchischen Beurteilung verschoben. Reviews kommt somit nicht nur die Funktion einer Qualitätskontrolle zu, sondern sie ermöglichen auch eine Machtausübung auf das Feld.

² Dass es nicht nur die Reviewer:innen sind, die über die Beteiligung an Begutachtungsverfahren auf eine bestimmte Ordnung des Wissenschaftsfeldes wirken, darauf verweisen gerade auch Felicitas Heßelmann und Martin Reinhart im Symposium.

Für die Begutachteten stellen Peer Reviews dementsprechend ein wirkmächtiges Urteil Dritter dar, das über ihre berechnete Existenz und spezifische Position im jeweiligen Wissenschaftsfeld bestimmt (Hirschauer 2019). Über die rückgemeldete Beurteilung eines Textes können sie zumeist nur in Form einer darauf bezogenen Überarbeitung reagieren. Eine darüber hinausgehende Auseinandersetzung mit der formulierten Kritik ist in Reviewprozessen zumeist nicht vorgesehen. Vor allem in frühen Stadien der wissenschaftlichen Laufbahn kann dies zu entsprechenden Anpassungen der Veröffentlichungspraxis und damit auch der Erkenntnisproduktion und -darstellung daran führen, was gerade gefragt ist und wie ein Text ein Begutachtungsverfahren so durchläuft, dass er angenommen wird. Denn: Wer publizieren und damit sichtbar werden will, muss nach den Regeln im Feld spielen. Als weitere Akteure in diesem Prozess sind die Verlage bzw. „Zeitschriftenkonzerne“ (Hirschi in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 33) und die Politik zu nennen. Für erstere stellt der Einsatz von Peer Review u. a.³ einen Qualitätsgaranten im Sinne der Anschlussfähigkeit an ein bestimmtes Fachpublikum dar. Dies wird zunehmend durch eine Standardisierung der Peer Review-Verfahren erreicht, indem sie sich an festgelegten Kriterien orientieren, die die Legitimität des Verfahrens sowie der darüber beurteilten Texte absichern sollen. Auf diese Weise wird versucht, die Strittigkeit der Beurteilung eines Textes so weit wie möglich einzugrenzen. Doch die genannten Machtverhältnisse verschwinden

mit zunehmender Standardisierung des Vorgehens bzw. der diesbezüglichen Bewertungsmaßstäbe nicht. Vielmehr, so unsere These, verfestigen sie immer weiter die jeweiligen Positionen im Wissenschaftsfeld und damit auch die Art und Weise, wie Erkenntnisse produziert und dargestellt werden (können). Im Symposium verweist Martin Reinhart darüber hinaus auf die historisch bedeutsame Rolle des Peer Reviews im Verhältnis zur Politik. Mit der Einführung des Peer Reviews konnte die Einflussnahme der Politik zurückgewiesen werden (Reinhart in ebd., 33). Was veröffentlicht wird – und was nicht – unterliegt nicht politischen Weltanschauungen, sondern dem Urteil der Scientific Community.

Vor dem Hintergrund dieser komplexen Gemengelage, die für das Publizieren in Wissenschaftsfeldern insgesamt konstatiert werden kann, stellen sich für uns Fragen danach, wie Begutachtungsverfahren bei Zeitschriften der Erwachsenenbildungswissenschaft begründet werden, welche Verfahrensweisen sich zeigen und welche Akteure daran wie beteiligt sind.

3. Begutachtungsverfahren in Zeitschriften der Erwachsenenbildungswissenschaft

Im Folgenden widmen wir uns gegenwärtigen Begutachtungsverfahren von etablierten deutschsprachigen Zeitschriften, die sich dem Feld der Erwachsenen- und Weiterbildungswissenschaft zuordnen. Exemplarisch untersuchen wir hierfür die Zeitschriften *Zeitschrift*

³ Daneben, darauf weist Hirschi im Symposium eindrücklich hin, sei „[a]us Sicht der Zeitschriftenkonzerne [...] Peer Review [auch] eine unglaublich billige Auslagerung von Arbeit und Verantwortung“ (Hirschi in Ebner von Eschenbach et al. 2025, 35).

für Weiterbildungsforschung, *Hessische Blätter für Volksbildung* und *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung*. Dabei berufen wir uns auf öffentlich einsehbare Dokumente und analysieren diese hinsichtlich der Begründungslogiken, Verfahrensweisen und Akteurskonstellationen, die mit dem jeweiligen Begutachtungsverfahren einhergehen. Zwar können wir so nicht den konkreten Vollzug von Begutachtungen erschließen. Wir fassen die diesbezüglichen Darstellungen der Zeitschriften jedoch als relevanten Teil dieser Praxis: Indem sie übergeordnete Feldlogiken zur Art und Weise legitimen Veröffentlichens re-/produzieren wirken sie auf die Ordnung des Feldes und damit wiederum auf eben jene Vollzugswirklichkeiten von Begutachtungsverfahren.

Bevor wir uns in dieser Weise den Begutachtungsverfahren der ausgewählten Zeitschriften annähern, beleuchten wir schlaglichtartig den Funktionswandel der Zeitschriften der Erwachsenenbildung. Dieser historische Exkurs unterstützt und erweitert unseren Reflexionshorizont für die Gegenwart.

3.1 Zeitschriften zur Erwachsenenbildung: Historische Vergewisserung

Historiografien zu Zeitschriften und/oder Zeitungen zur Erwachsenenbildung, ob nun verbands-, fach- oder wissenschaftsbezogen, stehen bis heute noch aus. Auf diesen Befund hat Ingeborg Wirth bereits 1978 in ihrem – noch heute instruktiven – Lemma-Eintrag „Zeitschriften“ hingewiesen (Wirth 1978, 713). Nun bedeutet das aber nicht, dass keine Forschung zu Zeitschriften in der Erwachsenenbildungswissenschaft betrieben wurde – im Gegenteil: kleinere Geschichten, in denen Zeitschriften wie *Volkshochschule im Westen*, das

Internationale Jahrbuch, der *Report* oder die *Hessischen Blätter für Volksbildung* in den Blick genommen wurden, sind in den letzten Jahrzehnten vorgelegt worden (s. z.B. Donnepp 1974; Horn-Staiger 1976; Kurze & Tschenett 1977; Knoll 1981; Nafzger-Glöser 1994; Böhme 1996; Kossack & Ott 2007; Möller 2020; Vetter 2022). Dass diese Untersuchungen im Schwerpunkt Zeitschriften als empirisches Material heranziehen, um Entwicklungen zu ausgewählten Themen wie bspw. zum Lernbegriff, zur Erwachsenenbildungswissenschaft oder zum Handlungsfeld, zu rekonstruieren, veranschaulicht das Beobachtungspotential derlei Material einerseits; andererseits verweist diese Variante des Rückgriffs auf Zeitschriften in der Erwachsenenbildung auf das Forschungsdesiderat zu ihrer epistemischen Funktion. Untersuchungen, die die Fachzeitschriften selbst als Forschungsobjekt heranziehen, um Erkenntnisse über ihre Funktion zu gewinnen, sind deutlich unterrepräsentiert (Möller 2010).

An dieser Stelle kann es nun nicht darum gehen, das weiterhin gültige Forschungsdesiderat, wie es Wirth festgestellt hat, aufzuarbeiten. Für unsere Argumentation ist vielmehr eine Beobachtung anregend, die sich herauschält, sobald eine historisierende Perspektive eingenommen wird (exempl. Ebner von Eschenbach 2022). In der Volksbildung fungierten die Zeitschriften als Orte des Austauschs und der Organisation des Volksbildungswesens (Wirth 1978, 714). Vor allem die Vielzahl der Einrichtungs- und/oder Verbandszeitschriften, eher: Zeitungen – z. B. *Der Bildungsverein* (1. Jg. 1871), *Concordia* (1. Jg. 1901), *Der Arbeiterfreund* (1. Jg. 1863), die *Comenius-Blätter* (1. Jg. 1893) u. v. a. m. – bezeugen ein hohes Interesse an Diskursivität.

Neben Informationen zu Bildungsfragen, zu organisationalen Fragen oder allgemeinen Informationen zu Veranstaltungen und Angeboten enthielten die Zeitschriften auch – i. w. S. – wissenschaftliche Abhandlungen und Auseinandersetzungen. Dies ist insofern epistemisch von Bedeutung, da es in der Kaiserzeit und Weimarer Zeit noch keine explizite Wissenschaftsdisziplin der Erwachsenenbildung (resp. Volksbildung) gab, die die Problemstellungen der Volksbildung reflexiv bearbeitete (s. a. weiterführend Friedenthal-Haase 1991). Als Autor:innen beteiligten sich in der Volksbildung vor allem drei Großgruppen an dem diskursiv über Zeitschriften organisierten Austausch: Politiker:innen, Wissenschaftler:innen und sog. Praktiker:innen (Seitter 2000, 118).

Während die einrichtungs- und verbandsbezogenen Zeitschriften in der Kaiserzeit bis Ende des 19. Jahrhunderts tendenziell lokal oder regional ausgerichtet waren, deutet sich im Zeitschriftenwesen der Volksbildung ab den Anfängen des 20. Jahrhunderts eine doppelte Verschiebung ab: Nicht nur lässt sich, *erstens*, die Gründung überregionaler Zeitschriften zunehmend beobachten, sondern, *zweitens*, auch eine inhaltliche Verschiebung in Richtung des Vorrangs wissenschaftlicher Reflexion. Neu gegründete Zeitschriften, die für diese doppelte Verschiebung stehen, sind vor allem das *Zentralblatt für Volksbildungswesen* (1. Jg. 1901) sowie das *Volksbildungsarchiv* (1. Jg. 1910), etwas später dann *Die Arbeitsgemeinschaft* (1. Jg. 1919), das *Archiv für Erwachsenenbildung* (1. Jg. 1924) sowie dessen Nachfolgezeitschrift *Freie Volksbildung* (1. Jg. 1926). Die doppelte Verschiebung verweist auf eine systematisierende Ordnungsbewegung, die das

Handlungsfeld und dessen wissenschaftliche Reflexion differenziert. Ohne dies an dieser Stelle vertiefen zu können, sind es vor allem die Proponenten der sog. ‚Neuen Richtung‘, wie Robert von Erdberg, Walter Hofmann, Werner Picht und Wilhelm Flitner, die mit ihrem Engagement und Schrifttum in der Weimarer Zeit (auch über Zeitschriften hinaus) Hegemonie im Volksbildungswesen anstrebten (s. dazu Vogel 1959).

Die sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts andeutende systematisierende Ordnungsdynamik im Volksbildungswesen erlebt mit der Gründung der Erwachsenenbildung als Wissenschaftsdisziplin ab Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre einen weiteren Schub und eine zunehmende Ausdifferenzierung (Ebner von Eschenbach 2022). Mit der Konstitution der Erwachsenenpädagogik eröffnete sich in einem umfänglicheren Sinn – als dies in der Weimarer Zeit zu beobachten ist – ein wissenschaftliches Feld, das seine eigenen Logiken und Eigentümlichkeiten beginnt auszuprägen und zu institutionalisieren. Sowohl Zeitschriften, die bereits die Konstitution der Erwachsenenbildung als Wissenschaft ab Mitte der 1960er Jahre reflexiv begleiteten wie z. B. die *Hessischen Blätter für Volksbildung*, als auch Zeitschriften, die im Zuge der disziplinären Konsolidierung Ende der 1970er Jahre entstanden, z. B. *Der Forschungs- und Literaturreport*, bezogen sich nunmehr explizit auf die Scientific Community.

Auch wenn bis heute eine wechselseitige Dynamik zwischen dem wissenschaftlichen Feld und dem Handlungsfeld der Erwachsenenbildung zu vernehmen ist, so lässt sich ein weiterer Funktionswandel beobachten: Durch die Referenz auf das wissenschaftliche Feld erlan-

gen die wissenschaftlichen Fachzeitschriften in der Erwachsenenbildung eine zunehmende Bedeutung bei der Ordnung und Strukturierung. Dies zeigt sich nicht nur an der Veränderung der Bezeichnungen der Zeitschriften – so wird bspw. aus dem *Forschungs- und Literaturreport* nunmehr die *Zeitschrift für Weiterbildungsforschung* –, sondern auch an der Einführung von Begutachtungsverfahren zur Qualitätssicherung von Beiträgen, wie es in anderen Wissenschaften bereits praktiziert wird. Im Unterschied zur Funktion der Zeitschriften der Erwachsenenbildung in der Kaiserzeit und Weimarer Zeit zielt die ordnende Kraft der Zeitschriften nun nicht mehr nur auf den Austausch im Handlungsfeld. Vielmehr hat mit der Etablierung der Erwachsenenbildung als Wissenschaftsdisziplin das Wissenschaftssystem als Referenz erheblich an Bedeutung gewonnen: einerseits für die Kommunikation innerhalb der Scientific Community, andererseits für die Kommunikation von der Scientific Community ins Handlungsfeld. Die Qualität der einzelnen Veröffentlichungen in Fachzeitschriften der Erwachsenenbildung orientiert sich damit, wie der historische Exkurs es eröffnet, an der Anschlussfähigkeit an das Feld der Erwachsenenbildungswissenschaft und deren Innovationsgehalt (und weniger in Bezug auf das Handlungsfeld). Um dies garantieren und die Ordnung des Wissen-

schaftsfeldes bewahren zu können, setzen die Fachzeitschriften (disziplin-)spezifische Begutachtungspraktiken ein.

3.2 Fachzeitschriften der Erwachsenenbildungswissenschaft im Horizont ihrer Begutachtungsverfahren

Im Folgenden werden drei Zeitschriften der Erwachsenenbildungswissenschaft hinsichtlich ihrer Begründungslogiken zur Einführung eines Peer Review-Prozesses, der Darstellung von konkreten Verfahrensweisen und diesbezüglicher Akteurskonstellationen betrachtet. Die drei Analysekatoren ergaben sich induktiv aus der Betrachtung der öffentlich einsehbaren Begutachtungsverfahren. An ihnen lässt sich verdeutlichen, inwiefern und wie sich die Ausgestaltung von Peer Review-Prozessen in der Erwachsenenbildungswissenschaft unterscheiden und was ihnen als verbindendes Momentum der Feldkonstruktion zugrundliegt.

3.2.1 Zeitschrift für Weiterbildungsforschung (ZfW)

Die *Zeitschrift für Weiterbildungsforschung (ZfW)* besteht seit 1978. Unter dem damaligen Namen *Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung* wurde sie als „erste und einzige deutsche Zeitschrift mit Fokus auf die Erwachsenenbildungswissenschaft gegründet“⁴.

⁴ <https://www.die-bonn.de/publikationen/zfw> [17.12.2024]. Dieser Einordnung ist insofern zuzustimmen, als dass die Erwachsenenbildungswissenschaft als erziehungswissenschaftliche Teildisziplin sich Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre konstituierte und der *Report* sich explizit für disziplinäre Diskurse engagierte. Zugleich sind aber auch Zeitschriften wie die *Hessischen Blätter für Volksbildung*, *Volkshochschule im Westen*, *Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung* u. v. a. M. zur gleichen Zeit oder auch früher mit Rubriken angetreten, in denen explizit Fragen zur Wissenschaft der Erwachsenenbildung diskutiert wurden (Wirth 1978, 716-724; Nafzger-Glöser 1994, 146-170). Darüber hinaus gab es bereits in der Kaiserzeit und Weimarer Zeit Zeitschriften, wie wir bereits beschrieben haben, die sich zwar nicht dem Begriff, aber der Sache nach wissenschaftlich zur Volks- respektive Erwachsenenbildung äußerten (Wirth 1978).

Seitdem erfuhren sie nicht nur in Bezug auf ihr Design und den inhaltlichen Aufbau der einzelnen Ausgaben, sondern auch hinsichtlich ihrer Veröffentlichungspraxis einschneidende Veränderungen. Das Jahr 2006 markiert diesbezüglich einen ereignisreichen Zeitpunkt: Neben der Veränderung ihres Beinamens in *Zeitschrift für Weiterbildungsforschung* und der Beendigung der „alljährlichen Dokumentation der Fachtagung der DGfE“ (Nuissl, Schiersmann & Siebert 2006, 6), wurde in diesem Jahr ein Verfahren eingeführt, das die Begutachtung der eingereichten Beiträge jeweils „zwei externen Expert/inn/en“ (ebd.) überantwortet. Seitdem gründet die ZfW ihre Publikationspraxis auf öffentlich einsehbaren Verfahrensweisen eines Peer Review-Prozesses, bei dem weder die Autor:innen den Gutachter:innen noch die Gutachter:innen den Autor:innen bekannt sind. Im Editorial der ersten Ausgabe nach der Neustrukturierung wird mit der Begutachtung ein erhöhter Arbeitsaufwand konstatiert, der gegen den Wert einer verlässlichen Güte der Beiträge und einer damit einhergehenden disziplinären Aufwertung aufgewogen wird:

„Das Verfahren der Begutachtung macht das Zustandekommen jeder einzelnen Nummer schwieriger und aufwändiger, sichert aber stärker als bisher die Qualität der veröffentlichten Beiträge. Dadurch, dass Verbesserungsvorschläge und Anregungen der Gutachter/innen den Autor/inn/en rückgemeldet werden, trägt die Zeitschrift auch in diesem Sinne zu einer Verbesserung des wissenschaftlichen Diskurses bei.“ (ebd., 6)

Zwar hätte die Zeitschrift schon vor der Einführung des Begutachtungsverfahrens für die Qualitätssicherung ihrer Beiträge eingestanden; durch die Begutachtung würde das Einlösen dieses Versprechens aber wahrscheinlicher. Zugleich wird konstatiert, dass von den angeleiteten Beitragsüberarbeitungen auch der „wissenschaftliche[] Diskurs[]“ (ebd.) profitieren würde. Damit wird das Peer Review zu einem wegweisenden Instrument für die Entwicklung der Disziplin erhoben.

Im Hinblick auf die Verfahrensweise der Begutachtung beruft sich die ZfW auf „international anerkannte[] Standards“⁵. Neben Anonymität werden Vertraulichkeit und Standardisierung als geltende Maßstäbe der Begutachtung aufgerufen. Eingereichte Beiträge werden sowohl über 15 einheitlich festgelegte Kriterien auf einer Skala von eins bis drei, die jedoch nicht öffentlich einsehbar sind, und einen jeweils frei formulierten Beurteilungstext der Gutachter:innen bewertet als auch mit einer jeweiligen „Stellungnahme[] der Herausgeber“⁶ versehen. Ob ein daraufhin von den Autor:innen überarbeiteter Beitrag veröffentlicht wird, hängt schließlich am Ergebnis eines nicht weiter erläuterten Überprüfungsprozesses durch den⁷ bzw. die „verantwortlichen Herausgebenden [...] auf die Umsetzung der Gutachterempfehlungen“⁸ ab.

Das Begutachtungsverfahren der ZfW zeichnet sich durch die Vorgabe von Kriterien und der Bewertung anhand einer Dreier-Skala als hochgradig standardisiert aus.

5 <https://www.die-bonn.de/institut/dienstleistungen/publikationen/zfw/autoren> [17.12.2024].

6 Ebd.

7 Ebd.

8 <https://link.springer.com/journal/40955/submission-guidelines> [17.12.2024].

Dabei werden schulische Logiken, wie die der Prüfung, Kontrolle und Notengebung, bemüht, um den Vollzug des Peer Review-Verfahrens zu legitimieren. So sollen die Gutachtenden in dem vertraulichen und damit den Autor:innen nicht zugänglichen Teil den Beitrag aufgrund der „standardisierten Einschätzung“ als „angenommen“, „angenommen mit Auflagen“ oder „abgelehnt“ einstufen.⁹ Gerade durch die Anonymität und die Standardisierung der Einschätzung kommt den Gutachtenden eine starke Machtposition zu.

Die damit einhergehende Abhängigkeit der Autor:innen von der Beurteilung ihrer Texte durch andere wird seit 2015 durch eine abzugebende „article processing charge (APC)“¹⁰ konterkariert. Diese wird mit der Veröffentlichung des Beitrages fällig und beträgt aktuell um die 1.000 \$. Die Frage des Veröffentlichens wird zu einer Investition, die man sich auch finanziell leisten können muss, bzw. zu einer Selektion von Autor:innen, die an Institutionen angebunden sind, die diese Gebühr übernehmen. Gleichzeitig wirbt die ZfW für eine ebenfalls seit 2015 erweiterte Zugänglichkeit für Leser:innen. Diese wird mit einem gegenwärtig generell wahrnehmbaren „medialen und kulturellen Wandel in der Wissenschaft“ (Gruber, Gonon, Nuissl & Schrader 2015, 2) begründet, dem nach „Forschungsergebnisse [...] schnell und digital zugänglich sein [müssen], idealer Weise auch im Open-Access-Format“ (ebd.). Die Veröffent-

lichung von Beiträgen orientiert sich demnach an ökonomischen Aufmerksamkeitslogiken indem Beiträge vor allem ‚schnell und digital zugänglich sein‘ müssen. Dabei geht es darum, über die Erweiterung der Zugänglichkeit die Sichtbarkeit, Rezipierbarkeit und damit einhergehende Zitierfähigkeit der Beiträge zu erhöhen und so „die Attraktivität unserer Zeitschrift für Autoren und Leser gleichermaßen [zu] steigern“ (ebd.).

3.2.2 Hessische Blätter für Volksbildung (HBV)

Die Zeitschrift *Hessische Blätter für Volksbildung (HBV)* gibt es seit mehr als 70 Jahren. Sie wurde 1950 unter dem Namen *Volksbildung in Hessen* als Forum sowohl für die Wissenschaft als auch Praxis der Erwachsenenbildung gegründet und beansprucht bis heute die Förderung eines entsprechenden Dialogs dieser beiden Bereiche des wissenschaftlichen Feldes. Seit 2003 wird die Zeitschrift nicht mehr nur vom Hessischen Volkshochschulverband (hvv) herausgegeben, sondern gemeinsam mit dem wbv-Verlag. Im Jahr 2020 wurde die Zeitschrift auf Open Access umgestellt; dabei wurden auch frühere Ausgaben digital zugänglich gemacht. Seit kurzem kann man diese auf einer eigens eingerichteten Plattform recherchieren.¹¹ Seit 2011 verfährt die Veröffentlichungspraxis der HBV nach einem Peer Review-Prozess.¹² Begründet wird die Einführung dieses Verfahrens mit den Versprechen „eine[r] Erweiterung des Themenspektrums, eine Verbesserung

⁹ Ebd.

¹⁰ <https://link.springer.com/journal/40955/how-to-publish-with-us> [17.12.2024].

¹¹ <https://www.wbv.de/shop/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/> [17.12.2024].

¹² <https://www.wbv.de/s/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/Redaktion-und-Herausgeber/> [17.12.2024].

der Qualität, eine Optimierung des Wissenstransfers und mehr Transparenz¹³ sowie einer gesteigerten „Attraktivität der Zeitschrift insbesondere für jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler“¹⁴. Darüber hinaus wird sich auf eine Orientierung an „national und international geltenden Standards“¹⁵ berufen. Peer Review soll damit die Qualität der Beiträge verbessern, ist an einer als gültig aufgerufenen, aber nicht weiter explizierten wissenschaftlichen Norm orientiert und konstituiert sich über eine Wachstumslogik der Zeitschrift bzw. dessen, was sie wie für Autor:innen und Leser:innen bietet. Dabei steht dem Anspruch von ‚Transparenz‘ die gegenseitige Anonymität von Autor:innen und Gutachter:innen gegenüber. Sichtbar sind die jeweiligen Seiten des Begutachtungsverfahrens nur für die Redaktion, wobei diese „im Allgemeinen“¹⁶ darüber entscheidet, wessen Beitrag von wem begutachtet wird. Einfluss auf die Auswahl von Gutachter:innen können Autor:innen sowie angefragte Gutachter:innen nur über die Bekundung von „konkurrierende[n] Interessen[n]“¹⁷ nehmen.

Das Begutachtungsverfahren soll einer kriteriengeleiteten Beurteilung von „Klarheit, Gültigkeit und solide[r] Methodik“¹⁸ folgen.

Die konkreten Kriterien reichen von „Inhalt“ sowie „Struktur und Argumentation“ über „Abbildungen/Tabellen“ und „Formatierung“ bis hin zu „Sprache“ und leiten die diesbezüglichen Beurteilungen entlang von jeweiligen Fragenkomplexen.¹⁹ Dabei geht es auf verschiedenen Ebenen um Passungsverhältnisse: von Beitrag zur Zeitschrift, von der „Tiefe des Verständnisses der Autorin/des Autors“ zu den „recherchierten Themen“²⁰, von bestehenden Erkenntnissen zu den neu generierten, von Abstract und Text, von Bildern und Text, von Form und „Autorenrichtlinien“²¹, von Formulierungen und Standardsprache. Stringenz, Kohärenz und Evidenz sind die diesbezüglich übergeordneten Marker, die die inhaltliche Beurteilung leiten (sollen).

Auf dieser Grundlage sind die Gutachter:innen angehalten, einen „schriftlich formulierte[n] Kommentar und eine Empfehlung“²² abzugeben. Dabei wird von ihnen eine sprachlich angemessene und inhaltlich produktive Rückmeldung eingefordert:

„Die Begutachtung soll sachlich und wertschätzend sein. Kritik ist jeweils konstruktiv zu formulieren, so dass sie den/die Autor/in in die Lage versetzt, auf dieser Grundlage das Manuskript zu verändern.“²³

13 <https://www.wbv.de/s/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/Redaktion-und-Herausgeber/> [17.12.2024].

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 <https://hessische-blaetter.de/about/submissions> [17.12.2024].

18 <https://hessische-blaetter.de/about/editorialpolicies> [17.12.2024].

19 Ebd.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 <https://www.wbv.de/s/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/Redaktion-und-Herausgeber/> [17.12.2024].

23 Ebd.

Insgesamt übernimmt die Redaktion bei den HBV eine zentrale Funktion. Bereits nach der Einreichung entscheidet ein:e redaktionelle:r Mitarbeiter:in über dessen Eignung für den Review-Prozess und damit ob der Beitrag überhaupt zur Begutachtung an „zwei oder mehr Fachexperten bzw. -expertinnen“²⁴, idealerweise außerhalb des Redaktionsteams, übergeben wird. Weiterhin werden die „Gutachten [...] nicht an die Autor/inn/en weitergeleitet“²⁵, sondern allein die Redaktion tritt mit ihrem letztendlich getroffenen „Beschluss [...] ggf. mit Überarbeitungsaufträgen“²⁶ in Kontakt mit den Autor:innen. Zwar wird den Autor:innen das Recht eingeräumt, „Überarbeitungsaufträge, die Ihnen nicht umsetzbar erscheinen, begründet zurückzuweisen.“ Aber auch hier entscheidet „[i]n Streitfällen [...] die Redaktion.“²⁷ Die redaktionellen Mitglieder halten die Kontrolle über den jeweiligen Prozess: Sie sind es, die lückenlos über den Vollzug der einen wie der anderen Begutachtungspraxis walten. Den Gutachter:innen kommt daher vor allem die Funktion zu, die Grundlage für eine von der Redaktion der Zeitschrift verantwortete Entscheidung über die Veröffentlichung zu liefern. Dies wird zudem daran deutlich, dass sie an einer Stelle als „Rezensent:innen“²⁸

benannt werden und die von ihnen eingeforderte Begutachtung als „Bericht“²⁹. Indem die Aufgabe der redaktionellen Mitglieder als „Überwachung der Begutachtung“³⁰ bezeichnet wird, wird gleichermaßen unterstellt, dass eine Begutachtung nicht selbstverständlich so vollzogen wird, wie die Redaktion sich das vorstellt, sondern einer Kontrolle bedarf, die sie selbst vollzieht. Das Credo der Prüfung, wie es auch in der ZfW zutage tritt, erweitert sich hier um einen kritischen Blick von der Redaktion auf die Gutachter:innen. Auch im Vergleich mit der ZfW wird deutlich, dass bei der Begutachtung der Beiträge weniger standardisierte Verfahren in den Vordergrund gestellt werden, als vielmehr auf eine Einschätzung der Gutachtenden entlang von Leitfragen verwiesen wird. Letztlich soll die Deutungshoheit über die Beiträge bei der Redaktion verbleiben, den Gutachtenden kommt vielmehr eine Legitimationsfunktion für die Entscheidung zu.

3.2.3 *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung (Debatte)*

Die Zeitschrift *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung (Debatte)* feierte erst vor kurzem ihr fünfjähriges Bestehen und ist daher die jüngste der drei betrachteten

24 <https://hessische-blaetter.de/about/editorialpolicies> [17.12.2024].

25 <https://www.wbv.de/s/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/Redaktion-und-Herausgeber/> [17.12.2024].

26 Ebd.

27 <https://www.wbv.de/s/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/Redaktion-und-Herausgeber/> [17.12.2024].

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Der Transparenz halber gilt es zu erwähnen, dass die drei Autor:innen Teil des Redaktionskollektivs der Zeitschrift sind.

Zeitschriften.³¹ Sie wird deshalb für die Analyse mit herangezogen, da sie sich an einem Open Peer Review-Prozess orientiert.³² Sie wurde gegründet, um „das Streiten wiederzubeleben“ (Wagner, Stimm, Trumann, Kondratjuk, Ebner von Eschenbach, Rosenberg & Damm 2018, 2) und einen Ort für Debatten, widerstreitende Positionen und eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven in der Erwachsenenbildungswissenschaft zu schaffen (Redaktionskollektiv 2018). Die meisten Ausgaben stehen unter einem thematischen Schwerpunkt mit einem entsprechenden Beitrag und darauf folgende Repliken. Diese Debatten können sich auch über mehrere Hefte verteilen. Die Zeitschrift wird zwei Mal im Jahr vom Verlag Barbara Budrich herausgegeben.

Öffentlich ist keine Begründung für die Einführung eines Peer Review-Prozesses zu finden. So wird lediglich formuliert, dass die Zeitschrift seit ihrer Gründung auf einen Peer Review-Prozess setzt.³³ Dieser setzt sich aus der Begleitung „von der Einreichung eines Beitrags bis zu seiner Drucklegung, durch zwei der Redaktion der *Debatte* angehörige Mitglieder“³⁴ zusammen. Dazu gehören „die Erstellung des Manuskriptreviews sowie eines Gutachtens durch zwei Gutachter:innen aus dem Kreise der Redaktion“, die den gesamten Prozess „intensiv begleiten“.³⁵ Beiträge werden demnach nicht anhand von übergreifend

festgelegten Kriterien bewertet, sondern der Prozess der Veröffentlichung anhand eines beitragspezifischen Manuskriptreviews und eines Gutachtens von der Redaktion begleitet. In Form eines Open Peer Reviews sind dabei Gutachtende und Autor:innen gegenseitig bekannt. Gleichzeitig sind die Gutachtenden keine externen Personen, sondern selbst Teil der Redaktion. Damit kommt auch hier der Redaktion eine machtvolle Position zu. Sie wählt nicht nur die Beiträge aus, sondern erstellt auch die Gutachten, prüft die überarbeiteten Manuskripte und formuliert ggf. einen erneuten Revisionsbedarf.³⁶ Anstatt sich auf das Gutachten von externen Personen zu stützen oder diese ggf. zu überwachen, wie bei der HBV, nimmt die Redaktion den gesamten Prozess in die Hand. Als ein „Critical-Friend-Begutachtungsprozess“³⁷ werden hier Autor:innen, Gutachtende und Redaktion auf Augenhöhe dargestellt. Letztlich entscheidet jedoch wiederum die Redaktion auf der „Grundlage des von den Gutachter:innen durchgeführten Reviews“³⁸ über die Aufnahme oder Ablehnung eines Beitrages.

Insgesamt wird bei der Zeitschrift *Debatte* deutlich, dass eine Trennung der Rollen der Gutachtenden und der Redaktionsmitglieder sprachlich aufrechterhalten wird, sich jedoch inhaltlich in der Person der Redaktionsmitglieder wiederfindet. Die Redaktionsmitglieder erstellen die Gutachten, melden diese

³² <http://zeitschrift-debatte.de/review/> [17.12.2024].

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd.

an die Autor:innen zurück, prüfen die Überarbeitung und nehmen den Beitrag letztlich an oder lehnen ihn ab.

4. Die Ordnung des Feldes – Begründungslogiken, Verfahrensweisen und Akteurskonstellationen bei Peer Review-Prozessen in der Erwachsenenbildungswissenschaft

Dass Peer Review als Begutachtungsverfahren im wissenschaftlichen Feld als Standard gilt, wird in der Analyse der drei Zeitschriften deutlich. Sie beziehen sich nicht nur darauf, sondern markieren es als Qualitätsmerkmal, das die Güte der veröffentlichten Beiträge sicherstellt und damit auch zu einer Entwicklung des Feldes beiträgt. Hinsichtlich der Begründungslogik, Verfahrensweise und der Akteurskonstellation unterscheiden sie sich jedoch voneinander. Während in der ZfW der Fokus der *Begründungslogik* für das Peer Review-Verfahren auf der Steigerung und Sicherung der Qualität liegt und internationale Standards herangezogen werden, kommt bei den HBV noch der Aspekt des Wachstums und der Bedeutung für Wissenschaftler:innen in der Qualifikationsphase hinzu. Die noch relativ junge Zeitschrift *Debatte* entzieht sich einer öffentlich einsehbaren Begründung und nimmt den Peer Review-Prozess als gegeben hin. Dies kann daraufhin deuten, dass eine Veränderung von Begutachtungsverfahren, wie bei der ZfW und den HBV, einer expliziten Begründung

bedürfen. Die dargestellten *Verfahrensweisen* reichen in den analysierten Zeitschriften von einer standardisierten Bewertung auf einer vorgegebene Dreier-Skala (ZfW) über eine kriteriengeleitete Bewertung (HBV) bis hin zu einem offenen Begutachtungsverfahren in Form eines Manuskriptreviews und eines Gutachtens (Debatte). Während bei der ZfW die Gutachtenden um ein abschließendes Urteil zur Annahme/Ablehnung gebeten werden und damit die Legitimation der Entscheidung (zumindest zum Teil) in die Hände der Gutachtenden gelegt werden, bleibt die Entscheidung bei den HBV und der Debatte auch explizit bei der Redaktion. Hier werden die Gutachten von der Redaktion überwacht (HBV) bzw. selbst von den Redaktionsmitgliedern erstellt (Debatte). Damit wird bereits auf den Aspekt der *Akteurskonstellation* hingewiesen: Während bei der ZfW Autor:innen, Gutachtende und Redaktionsmitglieder mit je eigenen Rollen versehen sind und zumindest Autor:innen und Gutachtende gegenseitig nicht bekannt sind und somit voneinander getrennt werden, fallen diese bei der Debatte zusammen. Hier sind Redaktionsmitglieder gleichzeitig Gutachtende, gegenseitig bekannt und der Prozess von der Einreichung bis zur Veröffentlichung wird von der Redaktion „intensiv begleitet“³⁹. Bei den HBV zeigt sich eine Art Hybrid. Zwar werden hier auch die Rollen der Autor:innen, Gutachtenden und der Redaktion voneinander getrennt, jedoch verbleibt die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des Beitrages bei der Redaktion.

Die Ordnung des Feldes durch Begutachtungsverfahren folgt damit öffentlich dem

39 Ebd.

Kriterium der Qualitätssicherung sowie externer Notwendigkeiten wie internationale Standards oder Wachstum. Jedoch unterscheiden sich die Verfahrensweise stark voneinander: von standardisierten Verfahren, bei denen die Gutachtenden eine entscheidende Rolle spielen, bis hin zu Begleitprozessen der Redaktion. Deutlich wird dabei, dass den Redaktionen durchweg eine machtvolle Position zukommt. Sie entscheiden letztlich über Annahme oder Ablehnung und legitimieren dies ggf. durch externe Gutachtende. Gerade im Hinblick auf De-/Legitimierung von Formen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und -darstellung ist es an den Redaktionen sich zu fragen, welche Position sie im Begutachtungsverfahren einnehmen, welche eigenen Positionen sie vertreten (und ihnen damit besonders nahe sind) und inwiefern davon abweichende Positionen in der Zeitschrift sichtbar werden (können). Ob die Auswahl der Gutachtenden *durch* die Redaktionen solch eine Vielfalt an Positionen ermöglicht oder hier nicht gerade eine Legitimation der eigenen Perspektiven eingeholt wird, muss letztlich empirisch im Hinblick auf die Praxis der Auswahl und Entscheidung für oder gegen Beiträge untersucht werden.

Literatur

Böhme, Gernot (1996). Die „Hessischen Blätter für Volksbildung“ in ihrer Geschichte. Spiegelungen der Erwachsenenbildung seit 1951. In *Hessische Blätter der Volksbildung*, 46 (2), 108–120.

Bourdieu, Pierre & Wacquant, Loïc J. D. (1996 [1987]). Die Logik der Felder. In

Dies. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 124–147.

Donnepp, Bert (1974). Fünfundzwanzig Jahre Erwachsenenbildung im Spiegel einer Zeitschrift. Braunschweig: Westermann.

Ebner von Eschenbach, M. (2022). Vorwärts zu den Anfängen. Arbeit am disziplinären Gedächtnis der Sektion Erwachsenenbildung. In Anke Grotlüschen; Bernd Käplinger & Gabriele Molzberger (Hrsg.). 50 Jahre Sektion Erwachsenenbildung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Konstituierendes – Errungenes – Umbrüchiges aus einem halben Jahrhundert Sektionsgeschichte. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 14–34.

Ebner von Eschenbach, Malte; Freide, Stephanie & Rundel, Stefan (2025). Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen. In *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Sonderheft 2: Schreiben, begutachten, veröffentlichen – Praktiken wissenschaftlichen Publizierens*, 12-39.

Friedenthal-Haase, Martha (1991). Erwachsenenbildung im Prozess der Akademisierung: der staats- und sozialwissenschaftliche Beitrag zur Entstehung eines Fachgebiets an den Universitäten der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung des Beispiels Köln. Frankfurt: Peter Lang.

Hirschauer, Stefan (2019). Urteilen unter Beobachtung. Performative Publizität im Peer Review. In Stefan Nicolae; Martin Endreß; Oliver Baerli & Daniel Bischur (Hrsg.).

- (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Soziologie des Wertens und Bewertens. Wiesbaden: Springer, 275–298.
- Horn-Staiger, Ingeborg (1976). 25 Jahre Erwachsenenbildung im Spiegel der Hessischen Blätter für Volksbildung 1951-1976. In Hessische Blätter für Volksbildung, 26 (4), 289-291.
- Kurze, Wilhelm & Tschenett, Kurt (1977). Zeitschriften der Erwachsenenbildung. Inhaltsanalyse von „Volkshochschule im Westen“ und „Hessische Blätter für Volksbildung“. Bochum: Brockmeyer.
- Knoll, Hans-Joachim (1981). Zwölf Jahre „Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung“. In Hessische Blätter für Volksbildung, 31 (1), 71–74.
- Kossack, Peter & Ott, Marion (2007). Diskursive Diskontinuitäten. Eine Analyse zum Gebrauch des Lernbegriffs in Fachzeitschriften der Weiterbildung. In Giesela Wiesner; Christine Zeuner & Hermann Forneck (Hrsg.). Empirische Forschung und Theoriebildung in der Erwachsenenbildung. Vom 21. bis 23. September 2006 an der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Baltmannsweiler: Schneider, 248–260.
- Möller, Svenja (2020). Reputation in der Erwachsenenbildungswissenschaft. Konstituierung einer Disziplin im Spiegel ihrer Rezensionen. Bielefeld: wbv.
- Möller, Svenja (2010). Publish and Perish – Die Hessischen Blätter für Volksbildung als Grundlage der Wissenschaftsforschung. In Hessische Blätter für Volksbildung, 60 (4), 371–376.
- Nafzger-Glöser, Jutta (1994). Vom ‚Turmhahn‘ zum ‚Trojaner‘: Die Erwachsenenbildung in der Bundesrepublik Deutschland von 1945 bis 1994 im Spiegel ihrer Zeitschriften. Frankfurt a. M.: DIE.
- Redaktionskollektiv (2018). Debatten entfachen – ein Forum für kritischen Austausch eröffnen. In Debatte. Zeitschrift zur Erwachsenenbildung, 1 (1), 5–14.
- Seitter, Wolfgang (2000). Geschichte der Erwachsenenbildung. Eine Einführung. Bielefeld: wbv.
- Vetter, Tim (2022). Who Publishes What? – A Bibliometric Study of Papers from the Global South in International Journals of Adult Education Research. In Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung, 45, 107–128. <https://doi.org/103278/I72685W007>.
- Vogel, Martin Rudolf (1959). Volksbildung im ausgehenden 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Theorien- und Institutionsgeschichte. Stuttgart: Klett.
- Wagner, Farina; Stimm, Maria; Trumann, Jana; Kondratjuk, Maria; Ebner von Eschenbach, Malte; Rosenberg, Hannah & Damm, Christoph (2018). Editorial. In Debatte. Zeitschrift zur Erwachsenenbildung, 1 (1), 3–4.
- Wirth, Ingeborg (1978). Zeitschriften. In Ingeborg Wirth (unter der Mitarbeit von Hans-Hermann Groothoff) (Hrsg.). Handwörterbuch der Erwachsenenbildung. Paderborn: Schöningh, 713–723.

Material

- Debatte. Zeitschrift zur Erwachsenenbildung (o. J.). Open Peer-Review-Verfahren. <https://zeitschrift-debatte.de/review/> [17.12.2024].
- Hessische Blätter für Volksbildung (o. J.). Einreichungsrichtlinien. <https://hessische-blatter.de/about/submissions> [17.12.2024].

- Hessische Blätter für Volksbildung (o.J.).
Hessische Blätter für Volksbildung.
<https://www.wbv.de/shop/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/> [17.12.2024].
- Hessische Blätter für Volksbildung (o.J.).
Redaktion und Herausgebende. <https://www.wbv.de/s/Journals-und-Periodika/Hessische-Blaetter-fuer-Volksbildung/Redaktion-und-Herausgeber/> [17.12.2024].
- Hessische Blätter für Volksbildung (o.J.).
Redaktionsrichtlinien. <https://hessische-blaetter.de/about/editorialpolicies> [17.12.2024].
- Zeitschrift für Weiterbildungsforschung (o. J.). Für Autorinnen und Autoren.
<https://www.die-bonn.de/institut/dienstleistungen/publikationen/zfw/autoren> [17.12.2024].
- Zeitschrift für Weiterbildungsforschung(o.J.).
Hinweise zum Peer-Review. <https://www.die-bonn.de/institut/dienstleistungen/publikationen/zfw/autoren> [17.12.2024].
- Zeitschrift für Weiterbildungsforschung (o.J.). How to publish with us. <https://link.springer.com/journal/40955/how-to-publish-with-us> [17.12.2024].
- Zeitschrift für Weiterbildungsforschung (o.J.). Submission guidelines. <https://link.springer.com/journal/40955/submission-guidelines> [17.12.2024].
- Zeitschrift für Weiterbildungsforschung (o.J.). Über die ZFW. <https://www.die-bonn.de/publikationen/zfw> [17.12.2024].

**Perspektive
eines Wissenschafts-
verlags**

Der Wissenschaftsverlag Barbara Budrich Verlag zur Publikation wissenschaftlicher Texte. Ein Interview mit der Verlagseigentümerin Barbara Budrich und Alyssa Bock

**Barbara Budrich,
Alyssa Bock,
Malte Ebner von
Eschenbach,
Stephanie Freide &
Stefan Rundel**

In der Auseinandersetzung mit Praktiken wissenschaftlichen Publizierens spielen nicht nur die Produzent:innen eine wichtige Rolle, sondern auch die Akteure, die für die Aufbereitung, Bewerbung und Verbreitung die Verantwortung übernehmen. Auch wenn die Möglichkeiten der Selbstvermarktung für Autor:innen im wissenschaftlichen Feld zugenommen haben, was sich bspw. an der Einrichtung privater Homepages mit Möglichkeiten des Online-Stellens von Texten oder des selbstständigen Verbreitens von Texten über Social-Media-Plattformen wie Researchgate oder Academia zu beobachten ist, so spielen dennoch Wissenschaftsverlage weiterhin eine große Rolle. Vor diesem Hintergrund freuen wir uns, dass die Eigentümerin des Wissenschaftsverlags „Barbara Budrich Verlag“, Barbara Budrich, und ihre Mitarbeiterin Alyssa Bock bereit für ein Interview waren, in dem es darum ging, auf Praktiken des Publizierens aus Sicht eines Wissenschaftsverlags einzugehen.

Der Barbara Budrich Verlag, mit Sitz in Leverkusen im Stadtteil Opladen, konnte im Jahr 2024 sein 20jähriges Bestehen feiern. Das Programm des Verlags erstreckt sich vor allem auf ein sozialwissenschaftliches Angebot und umfasst die Fachbereiche Erziehungswissenschaft, Gender Studies, Politikwissenschaft, Soziale Arbeit und Soziologie. Barbara Budrich, die 2004 den Verlag gründete, war vorher lange

Jahre als Lektorin im Verlag ihres Vaters „Leske + Budrich“ tätig. Der Barbara Budrich Verlag, der inzwischen nicht nur national, sondern auch international Büros eröffnen konnte, engagiert sich zudem seit 2006 im Rahmen der Förderung von Wissenschaftler:innen in Qualifizierungsphasen durch die Einrichtung des Dissertationspreises „promotion“, beteiligt sich bei der Ausschreibung von Ehrungen für herausgehobene Arbeiten und richtete verlagsseitig einen „wissenschaftlichen Nachwuchsbeirat“ ein. Innerhalb der Erwachsenenbildungswissenschaft ist der Barbara Budrich Verlag mit einem breiten Verlagsprogramm vertreten, dem u. a. auch die Zeitschrift „Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung“ angehört.¹

Das Interview wurde von Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide und Stefan Rundel geführt. Wir bedanken uns bei Barbara Budrich und Alyssa Bock für ihre Bereitschaft und Auskünfte.

I. Einleitende Frage

Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide & Stefan Rundel: Liebe Frau Budrich, liebe Frau Bock, stellen Sie bitte den Verlag kurz vor, den Sie vertreten: In welcher Stellung steht der Verlag zur Wissenschaft im Allgemeinen und zur Erwachsenenbildungswissenschaft im Besonderen?

Barbara Budrich & Alyssa Bock: Unserem Verständnis nach leisten Wissenschaftsverlage insgesamt mit ihrem Programm und ihrer Expertise einen wertvollen Beitrag zur Publikationslandschaft und damit zum reibungslosen Funktionieren des wissenschaftlichen Diskurses. Hier nimmt der Verlag Barbara

Budrich eine führende Stellung ein und versteht sich als Fürsprecher und Dienstleister für die Wissenschaften. Dabei engagieren wir uns seit der Gründung des Verlags dafür, den Sozial- und Erziehungswissenschaften mehr Sichtbarkeit und Geltung im Kontext der Wissenschaften zu verschaffen. Denn gerade diese Wissenschaften haben die gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit als Forschungsgegenstand und können damit einen Mehrwert für den gesellschaftlichen Diskurs bieten. In dem Sinne gehört auch die Erwachsenenbildungswissenschaft zu einem der Schwerpunktbereiche des Verlags. Nicht zuletzt illustriert die Zeitschrift *Debatte*, die in unserem Programm erscheint, dies eindrücklich.

¹ Alle weiteren Informationen zur Geschichte des Verlags, zum Inhalt des Verlagsprogramms oder zu Hinweise auf Kooperationspartner und Projekte s. Budrich Homepage 2024.

Vor dem Hintergrund des Symposiums „Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“, das am 13.03.2023 mit den Diskutant:innen Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verbeyen stattfand (Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel 2025) baten wir Barbara Budrich und Alyssa Bock sich mit unseren Fragen zu beschäftigen und sie aus Sicht ihrer Verlagsaktivitäten zu beantworten.

II. Fragen zum Symposium

Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel:

An welchen Stellen des Symposiumgesprächs können Sie vonseiten Ihres Verlags anschließen, und warum? Und an welchen Stellen haben Sie Einsprüche, Widersprüche oder abweichende Einschätzungen, Einordnungen, Urteile?

Budrich & Bock: Vor allem die Vorstellung von Autor:innenschaft kann, wie Caspar Hirschi innerhalb des Symposiums betont, weit auseinandergehen. Natürlich ist es wichtig, alle an dem Prozess der Erkenntnisgewinnung beteiligten Personen in eben jenem Umfang zu berücksichtigen, der von den Autor:innen gewünscht wird. So kann es beispielsweise vorkommen, dass wissenschaftliche Hilfskräfte in Form von Student:innen als Autor:innen mitgeführt werden sollen, auch wenn sie am eigentlichen Schreibprozess unter Umständen nicht beteiligt waren, sondern als Interviewer:innen fungierten. Des Weiteren stellt sich auch auf Verlagsseite häufiger die Frage des Umgangs mit Peer Review, den Felicitas Heßelmann anspricht. Wie

kann man den Bias im Peer Review verhindern und transparenter gestalten? Dies wird, wie es bereits innerhalb des Symposiums angesprochen ist, von den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen different beantwortet; es gibt somit keine allgemeingültige Antwort. Diskutiert wird hier unter anderem eine nicht vollumfängliche Transparenz innerhalb der Begutachtungsverfahren aufgrund von Machtverhältnissen.

Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel:

Im Symposium spielt die Diskussion der Fragen zur Begutachtung und zur Bewertung von wissenschaftlichen Texten eine wichtige Rolle: Wie bewerten Sie diese Fragen vor dem Hintergrund Ihrer Verlagstätigkeit?

Budrich & Bock: Im Verlag Barbara Budrich findet die Begutachtung und Bewertung wissenschaftlicher Texte auf Grundlage des Erfahrungsstands der Lektor:innen sowie des Verlagsprogramms statt. Aus diesem Grund sind Machtverhältnisse innerhalb des Begutachtungsverfahrens eines Verlags in der thematisierten Form nicht erkennbar. Inhalte, die – aus welchen Gründen auch immer – zu einer Uneinigkeit bzw. Unsicherheit innerhalb des Lektorats führen, können zudem mithilfe des Peer Review-Verfahrens noch einmal gegengeprüft werden. Dies ist innerhalb des Verlags eine gängige Praxis.

Ausgehend vom Symposium interessierten wir uns anschließend für die Verlagsaktivitäten des Barbara Budrich Verlags hinsichtlich der Themen Entstehung und Publikation wissenschaftlicher Texte. Dabei interessierte uns, wie der Verlag diesen Prozess strukturiert und realisiert.

III. Publikation wissenschaftlicher Texte

Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel:

Welche Aufgaben übernimmt ein Verlag aus Ihrer Sicht bei der Veröffentlichung wissenschaftlicher Texte? Worauf kommt es aus Ihrer Sicht an? (Produktionsprozess; Interaktionsprozess mit Autor:innen usf.)

Budrich & Bock: Als Verlag Barbara Budrich bezeichnen wir uns als *Publikationspartner* für unsere Autor:innen. Damit legen wir einen besonderen Akzent auf Beratung und Begleitung auf Augenhöhe. Anders als die Verlagsindustrie der großen Zahl legen Verlage wie der unsere Wert darauf, mit Autor:innen ins Gespräch zu gehen. Nach der Qualitätsprüfung und der Verabredung zur Kooperation wird nach den konkreten Zielen der Autor:innen gefragt. Denn es gibt zahlreiche unterschiedliche Zielvorstellungen, aus denen heraus publiziert wird: Es kann die Veröffentlichungspflicht für den Dokortitel sein, die Vorgabe der fördernden Institution, der Wunsch nach der Vermittlung der eigenen Erkenntnisse oder Ähnliches. Je nach Motivation ergeben sich unterschiedliche primäre und sekundäre Zielgruppen, die es im weiteren Prozess zu berücksichtigen gilt.

In vielen Fällen sind Motivation und Zielgruppe unmittelbar klar. Doch ist es auch Aufgabe des Lektorats eines Verlags, gelegentlich eine gewisse *Entzauberung* herbeizuführen, denn zum Beispiel lässt sich der Wunsch „meine Dissertation, mein Bestseller“ nur in den seltensten Fällen realisieren. Und sehr häufig diskutieren die Lektor:in-

nen lange mit Autor:innen darüber, wie wichtig das Adressieren einer Hauptzielgruppe ist, um das Buch in Aufbereitung, Ansprache, Stilistik, verwendeten Beispielen, Ausstattung und ggf. Ladenpreis für eben diese Zielgruppe adäquat aufzubereiten. Ein vierfarbig gedrucktes Lehrbuch in Hirschleder-Einband mit Goldschnitt und Lesebändchen, das 198 Euro kosten muss, wird sich als Einführung in die Allgemeine Erziehungswissenschaft schervun. Und ein 1.000-seitiges Open Access-Opus, das eine Einführung in die Erwachsenenbildungswissenschaft bieten möchte, wird es vermutlich ebenfalls kaum schaffen, für seine Leser:innen in seiner Gesamtheit als Unterstützung im Lehr- und Studienalltag zu dienen.

Qualitätssicherung, Beratung und Begleitung von Lektorat über Herstellung bis hin zum Erscheinen des Buches sind also zentrale Kooperationsbereiche der Verlagsarbeit. Marketing und Vertrieb – vielfach von Autor:innen, Verwaltung und Wissenschaftspolitik nahezu unbemerkt – sind weitere, auch bei Open Access-Publikationen. Das Hochladen einer Datei auf einen Server bringt auch dann noch keine optimale Sichtbarkeit, wenn der Text mit DOI und weiteren korrekten Metadaten versehen ist. Zur Optimierung von Sichtbarkeit gehören zahlreiche weitere Vertriebs- und Marketingaktivitäten wie beispielsweise Medienarbeit zum Initiieren von Rezensionen, Kooperationen mit einschlägigen Plattformen und Distributoren, die national und international aktiv unterschiedlichste Datenbanken und Kataloge bespielen, bis hin zur Präsentation von Titeln auf Kongressen und der aktiven Ansprache von Multiplikator:innen,

um nur einige wenige zu nennen. Dabei sind sowohl Programmqualität und Betreuung seitens des Verlags sowie gezielte Marketing- und Vertriebsstrategien entscheidend für die Sichtbarkeit und Rezeption eines Werkes.

Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel:

Welche Bedeutung haben die Beziehungen des Verlags zur Wissenschaftsdisziplin und zum Feld der Erwachsenenbildung bei der Publikation von Texten? Welchen Einfluss haben die Beziehungen auf die Themen(setzungen) des Verlags und welchen Einfluss haben die Beziehungen auf die Zielgruppen des Verlags?

Budrich & Bock: Ein Verlag, der innerhalb einer Wissenschaftsdisziplin eine gewisse Reputation aufgebaut hat, kann seinen Autor:innen einen Zugang zu eben dieser Wissenschaftsdisziplin ermöglichen. Durch den passenden Verlag für das jeweilige Publikationsprojekt wird auch die entsprechende Zielgruppe, beispielsweise innerhalb der Erwachsenenbildung, erreicht – wodurch sich wiederum die Reputation und Sichtbarkeit im entsprechenden und interessierenden Themenfeld der Autor:innen steigert.

Wichtig ist hierbei ein klar abgegrenztes Verlagsprogramm vor sich zu haben, welches einer gepflegten Qualitätssicherung unterliegt. So kann gewährleistet werden, dass das Publikationsprojekt auch an die entsprechende Zielgruppe gelangt und die notwendige Sichtbarkeit erhält. Hinzu kommt die Möglichkeit der Förderung von Early Career Researchers, die durch den passenden Verlag begünstigt wird. Darüber hinaus bieten Verlage in der entsprechenden Wissenschaftsdisziplin den Vorteil

persönlicher Kontakte, die zur Diskussion von Publikationsprojekten einladen. Lektor:innen haben eine gute *Geländekenntnis*, sodass sie im Verlag bereits Grobkonzepte für neue Publikationsideen erstellen können. Mit diesen Ideen können Lektor:innen dann wiederum gezielt auf passende Autor:innen zugehen.

Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel:

Welche Bedeutung nimmt ein Verlag vor dem Hintergrund der vielfältigen Formen und Formate der Publikationsmöglichkeiten (Zeitschrift, Monografie, Sammelband etc.; OA, gedrucktes Buch etc.) in Bezug auf die Herstellung von Sichtbarkeit der Autor:innen ein?

Budrich & Bock: *Publish or perish* gilt heute mehr denn je. Wissenschaftler:innen tauschen sich darüber aus, welcher Verlag ihnen für die Publikation ihrer Manuskripte am liebsten ist. Einige Institute erstellen Verlags-Rankings, Professor:innen empfehlen ihren Promovierenden bestimmte Verlage, die ihnen als ‚gut‘ erscheinen. Häufig ist das Verlagsprogramm dabei ein wichtiges Merkmal, das diesen Einschätzungen zu Grunde liegt: Welche Autor:innen haben welche Publikationen in diesem Haus veröffentlicht? Bei internationalen Großkonzernen tritt die Qualitätsfrage allerdings häufig in den Hintergrund. Hier hat offenbar ein durch viele Faktoren begünstigter Wandel stattgefunden, bei dem Quantität und wirtschaftliche Erwägungen eine wichtigere Rolle zu spielen scheinen als Programmqualität.

Dennoch ist vielen Verlagen die Wichtigkeit ihres Programms bewusst, sodass sie besonderen Wert auf dessen Pflege legen. Wenn wir

nun die Perspektive wechseln, stellt sich die Frage: An welchen Kriterien orientieren sich Verlagsleute bei der Auswahl von Publikationen? Grundsätzlich gibt es zwei Fragen, die ein Verlag, der Programmpflege betreibt, an ein Projekt stellt.

Nehmen wir einen Verlag wie den Verlag Barbara Budrich: Wenn (angehende) Autor:innen mit ihrem Publikationsvorschlag bei uns anklopfen, prüft das Lektorat zunächst, ob dieses Projekt ins Verlagsprogramm passt. Die erste Frage ist die nach der Verortung entsprechend den im Verlagsprogramm vertretenen Disziplinen – wie zum Beispiel die Erwachsenenbildungswissenschaft. Passt das geplante Buch in einen Fächerkanon oder, wenn es interdisziplinär ausgerichtet sein sollte, schafft der Verlag es, die potenziellen Leser:innen zu erreichen? Passt das angebotene Projekt nicht, antwortet der Verlag mit einer Absage – gelegentlich begleitet von der Empfehlung eines anderen, passenderen Verlages.

Nimmt das Projekt diese erste Hürde der thematischen Passung, muss es die zweite Frage beantworten, die das Lektorat stellt: Passt das Projekt von seinem Zuschnitt her ins Verlagsprogramm? Diese Frage richtet sich an die Art und Weise, wie das geplante Projekt aufbereitet werden soll. Soll es zum Beispiel eine Graphic Novel werden? Handelt es sich um eine Festschrift, die zwar thematisch grundsätzlich ins Programm passt, aber von biografischen Erzählungen der Weggefährt:innen geprägt ist? Ist es eine reine und kleine Forschungsarbeit, eine Qualifikationsschrift, eine Masterarbeit? Oder handelt es sich um ein durchkonzipiertes, strukturiertes Handbuch?

In jedem dieser Publikationsformate stecken für uns als Verlag unterschiedliche Erwartungen und Möglichkeiten: Eine Graphic Novel verstehen wir möglicherweise als experimentelles Format und wir würden uns darauf einlassen können, sofern thematisch passend und ansprechend aufbereitet, sie als Programmergänzung auszuprobieren. Festschriften haben häufig von vornherein ein sehr klar definiertes und kleines Publikum, weshalb die Entscheidung zur Publikation nicht selten von der persönlichen Beziehung des Verlages zu der zu ehrenden Person abhängt. Qualifikationsarbeiten vor der Dissertation – also Bachelor- oder Masterarbeiten – stoßen unserer Erfahrung nach nicht auf ausreichendes Interesse eines Zielpublikums, um eine Verlagspublikation zu rechtfertigen. Ein Handbuch ist in der ersten Auflage häufig sehr arbeitsintensiv – und damit teuer. Ist es aber einmal etabliert, bedeutet es entsprechende Reputation und weckt verlagsseitig die Hoffnung auf viele Neuauflagen.

Es gibt über diese Beispiele hinaus viele unterschiedliche Publikationsformate. Das Lektorat prüft, ob das geplante Format zum Verlagsprogramm passt und wie das Veröffentlichungsangebot aussehen kann, das der Verlag im Falle einer positiven Entscheidung den Autor:innen vorlegt.

Selbstverständlich erfolgt auch eine Prüfung der wissenschaftlichen Qualität. Diese ist einerseits ausschlaggebend dafür, ob ein Publikationsprojekt im Verlagsprogramm realisiert wird. Andererseits geht das Verlagslektorat zunächst grundsätzlich davon aus, dass die wissenschaftliche Qualität gegeben ist – deshalb habe ich dieses Kriterium ans

Ende gestellt: Eigentlich steht es immer am Anfang.

Diese Überlegungen setzen voraus,

1. dass das Verlagsprogramm eine wichtigere Rolle spielt als reine Massen an Publikationen und
2. dass Subventionen allein nicht ausschlaggebend sind für eine verlagsseitige Veröffentlichungszusage.

Für Verlage wie den Verlag Barbara Budrich, die auf ein qualitativ hochwertiges Verlagsprogramm setzen, ist die Prüfung von Passung und Qualität jeder einzelnen Publikation eine wichtige Voraussetzung für die Kooperation. Das führt dazu, dass das Verlagsprogramm selbst als eine Art Gütesiegel verstanden werden kann. Letztlich ergibt sich daraus, dass das qualitativ hochwertige Verlagsprogramm Autor:innen Renommée bietet, ihnen also beim Aufbau von Reputation und Sichtbarkeit hilft.

Übrigens ist unserer Einschätzung nach insbesondere im Bereich von Open Access die Qualitätssicherung von großer Bedeutung: Je mehr Literatur frei und kostenlos im Internet verfügbar ist – und mittlerweile auch von Künstlicher Intelligenz ausgewertet wird –, umso wichtiger ist es, dass die Inhalte entsprechen stichhaltig sind.

Die gute Aufbereitung von Metadaten zu den jeweiligen Publikationen sowie die Kooperation mit einschlägigen Plattformen und Distributoren gehört für den Verlag Barbara Budrich zur alltäglichen Vertriebsarbeit. Dies führt zu einer besseren Auffindbarkeit und Verfügbarkeit, was ebenfalls positiv auf die Sichtbarkeit für Autor:innen wirkt.

Umfassende und sorgfältige Verlagsarbeit unterstützt Autor:innen somit bei der Re-

zeption ihrer Publikationen und damit beim Aufbau der eigenen Reputation und Sichtbarkeit: Eine entsprechende Rahmung durch ein qualitätsvolles Programm, Betreuung durch den Verlag als auch aktive Marketing- und Vertriebsarbeit münden in Auffindbarkeit, Sichtbarkeit und eine positive Qualitätseinschätzung für die jeweilige Publikation. Für Autor:innen bedeutet dies wiederum, dass sie bei der Wahl ihres Publikationspartners auch kritisch prüfen können, was für ihre jeweilige Publikation verlagsseitig getan wird und wieviel Reputation ein bestimmter Publikationspartner ihnen zu geben vermag. Weder die Möglichkeit, Open Access zu publizieren allein, noch die schiere Größe eines Hauses reichen in allen Fällen aus, um die eigene Sichtbarkeit zu optimieren.

Am Schluss des Interviews waren wir an einem Ausblick des Verlags interessiert: Welche Herausforderungen sind für den Verlag im Horizont der Erstellung und Publikation wissenschaftlicher Texte in der kommenden Zeit relevant und wie gedenken sie, mit diesen Herausforderungen umzugehen.

IV. Schlussfragen

Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel:

Vor welchen gegenwärtigen Herausforderungen stehen wissenschaftliche Verlage aus Ihrer Sicht und Erfahrung (Konkurrenz, Großverlage vs. Kleinverlage, thematische Ausrichtung, Veränderungen des Verlagswesens usw.)?

Budrich & Bock: Die aktuelle Wissenschaftspolitik geht davon aus, dass allein die

Möglichkeit, auf Texte und Daten zugreifen zu können, dazu führt, dass der wissenschaftliche Diskurs funktioniert. Und, so die weitere Argumentation, dieser Zugriff geschieht vor allem dann, wenn er kostenlos und frei erfolgen kann. Mithin stehen alle Zeichen auf Open Access-Publikationen (BMBF 2024a).

Im Open Access-Monitor führen die Autor:innen aus, dass der Publikationsoutput in der Zeit von 2005 bis 2019 um 177 Prozent zugenommen hat, wobei das Wachstum hinter der Paywall mit 5 Prozent signifikant niedriger sei als das Wachstum an Open Access-Publikationen mit 25 Prozent (Barbers & Pollack 2021). Ich möchte hier den Blick auf folgende Kausalitätsvermutung lenken: Die aktuelle Open Access-Politik führt dazu, dass signifikant mehr Publikationen produziert werden.

Die Publish-and-Read-Verträge (DEAL), die auf Bundesebene durch das DEAL-Konsortium mit drei internationalen Großkonzernen abgeschlossen wurden, führen unserer Vermutung nach dazu, dass in diesen Großverlagen stark auf Quantität gesetzt wird. Zumindest anekdotisch lässt sich berichten, dass verlagsseitig Druck auf eine Zeitschriftenredaktion ausgeübt wurde, mehr Aufsätze anzunehmen als bisher (Open-access-network 2024). Und – ebenfalls anekdotisch – es berichten Masterstudierende, dass Großkonzerne sie auffordern, ihnen ihre Masterarbeiten zur Publikation zu überlassen. Ein erhöhter Output lässt nicht automatisch Rückschlüsse auf die Qualität von Veröffentlichungen zu. Doch der Rücktritt einer namhaften Zeitschriftenredaktion zeigt – wie gesagt anekdotisch –, dass zumindest in diesem Falle die Qualitätshürde gesenkt werden sollte, um die Quantität zu steigern (ebd.). Die verlagssei-

tigen Einnahmen für Open Access-Publikationen berechnen sich nach der Anzahl von Veröffentlichungen – nicht nach deren Qualität. Anreize für Verlage zu einem steigenden Output liegen also in einer Kopplung von Quantität und Vergütung.

Hier schließt sich aus unserer Sicht die Vermutung an, dass sich in absehbarer Zeit der Rezeptionsvorteil verschieben wird, den Open Access-Publikationen im Vergleich zu bezahltem Content derzeit noch haben mögen (BMBF 2024b). Je mehr Publikationen Open Access verfügbar sein werden und je stärker reine Quantität in den Vordergrund rückt, desto mehr wird eine durch die kostenlose Verfügbarkeit bedingte Rezeption zurückgehen.

Die Zukunft wird zeigen, wie sich das wissenschaftliche Publizieren bei erwartbar steigenden Kosten für Open Access und einer weiteren Machtkonzentration zugunsten der Konzernverlage entwickeln wird, die den Open Access-Markt beherrschen (Barbers & Pollack 2021). Aus unserer Sicht wird Qualitätsansprüchen eine größere Bedeutung zukommen müssen, um eine faire und angemessene Verteilung von Ressourcen zu ermöglichen und den Druck nach steigendem Output nicht allen Verlagen überzustülpen.

Ebner von Eschenbach, Freide & Rundel:

Welche Herausforderungen sehen Sie in der Zukunft für wissenschaftliche Verlage, bspw. aufgrund von Künstlicher Intelligenz, Bots, Algorithmen?

Budrich & Bock: Künstliche Intelligenz (KI) wird die Arbeitsweise von (wissenschaftlichen) Verlagen in der Zukunft aus unserer

Sicht spürbar verändern. Trotz allen Bedenken und Risiken sollte man die Innovationen rund um Künstliche Intelligenz dennoch annehmen und sich selbst, ganz pragmatisch, ein Bild davon machen. Es bietet sich an, eine Unterstützung in Form von Künstlicher Intelligenz dort auszuprobieren und gegebenenfalls zu implementieren, wo es möglich und sinnvoll erscheint. Sich dem gesamten Prozess kritisch zu verschließen, halten wir daher vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen für nicht zielführend und zukunftsfähig. Gerade im Bereich des wissenschaftlichen Arbeitens und Publizierens sollte dennoch kritisch und reflektiert mit den Möglichkeiten und Ausgaben einer Künstlichen Intelligenz umgegangen werden – vor allem auch auf Seiten des Verlags sowie der Autor:innen wissenschaftlicher Publikationen. Neue Innovationen bringen dabei immer auch neue Fragen und Herausforderungen mit sich: Inwieweit kann den Aussagen einer Künstlichen Intelligenz bis dato vertraut werden? Benötigt es zukünftig eine spezielle Prüfung der Texte bzw. Informationen, bevor es an den weiteren Publikationsprozess geht? Und wie kann die Qualität der Publikationen in dieser Hinsicht künftig gesichert werden? Muss der Einsatz von Künstlicher Intelligenz durch den Verlag und/oder die Autor:innen gekennzeichnet werden und wenn ja, in welcher Form und in welchem Ausmaß? Werden Buchcover oder Bilder, die mithilfe von Künstlicher Intelligenz erstellt wurden, im Bereich des (Content)Marketings von Verlagen in Zukunft vermehrt auftauchen? Mit Bestimmtheit lassen sich diese Fragen derzeit noch nicht vollumfänglich beantworten. Eine positive Wendung kann Künstliche Intelligenz allerdings in jedem Falle dort bringen,

wo bislang allein auf Quantität gesetzt wurde: Entsprechend trainierte KI kann in der Lage sein, Qualität auf der Basis bestimmter Kriterien zu erkennen. Wo also heute vor allem auf die Größe von Plattformen gesetzt wird, können entsprechende intelligente Bots sich von der schier Masse unbeeindruckt stärker auf (wissenschaftliche) Qualität beziehen. Aktuell hat das noch deutlich sichtbare Grenzen – die gängigen Large Language Modells (LLMs) sind derart unspezifisch trainiert, dass dies noch nicht möglich ist. Doch schon jetzt ist mit spezifisch trainierten LLMs, denen auch das Halluzinieren weitestgehend abtrainiert wurde, eine derartige Entwicklung absehbar.

Literatur

- Barbers, Irene & Pollack, Philipp (2021). Open Access in Deutschland. Entwicklung in den Jahren 2005-2019. Jülich: Forschungszentrum Jülich. https://www.bildung-forschung.digital/digitalezukunft/de/wissen/open-access/studie-oa-monitor-15-jahre-open-access-entwicklung/studie-oa-monitor-15-jahre-open-access-entwicklung_node.html [29.11.2024].
- BMBF (2024a). Open Access. https://www.bildung-forschung.digital/digitalezukunft/de/unsere-ueberzeugungen/digitalstrategie-des-bmbf/open-access/open-access_node.html [29.11.2024].
- BMBF (2024b). Open Access. Die Publikationsform für die Zukunft. https://www.bildung-forschung.digital/digitalezukunft/de/wissen/open-access/open-access-die-publikationsform-fuer-die-zukunft/die-publikationsform-fuer-die-zukunft_node.html [29.11.2024].

Budrich Homepage (2024). Web-Auftritt des Barbara Budrich Verlags. <https://budrich.de> [29.11.2024].

Ebner von Eschenbach, Malte; Freide, Stephanie & Rundel, Stefan (2024). Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen. In Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung. Sonderheft 2: Schreiben, begutachten, veröffentlichen – Praktiken wissenschaftlichen Publizierens, 12-39.

Open-access-network (2024). Editorial Board von The Journal of Political Philosophy zurückgetreten. <https://open-access.network/services/news/artikel/editorial-board-von-the-journal-of-political-philosophy-zurueckgetreten> [28.11.2024].

Angaben zu den Autor:innen

Alyssa Bock, M. A., RWTH Aachen. Forschungsschwerpunkte: Berufsbildungs- und Medienbildungsforschung, empirische Sozialforschung, Techniksoziologie.

✉ alyssa.bock@rwth-aachen.de

Barbara Budrich, Barbara Budrich, M. A., Geschäftsführung Verlag Barbara Budrich GmbH.

✉ barbara.budrich@budrich.de

Tamara Diederichs, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Pädagogik, Arbeitsbereich Weiterbildung und Genderforschung, Universität Koblenz. Forschungsschwerpunkte: Open Science, Transferforschung, Erwachsenenbildung, pädagogische Organisationsforschung.

✉ diederichs@uni-koblenz.de

Malte Ebner von Eschenbach, PD. Dr. habil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Erwachsenenbildung/Weiterbildung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Forschungsschwerpunkte: Adressat-, Teilnehmenden- und Zielgruppenforschung, Geschichte der Volks- und Erwachsenenbildung, Forschungs- und Disziplingeschichte der Erwachsenenbildungswissenschaft.

✉ malte.ebner-von-eschenbach@paedagogik.uni-halle.de

Stephanie Freide, M. A., wissenschaftliche Projektmitarbeiterin des Arbeitsbereichs Systematische Erziehungswissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Forschungsschwerpunkte: Erwachsenen- und Weiterbildung in gesellschaftlichen Transformationsprozessen, Programm- und Programmplanungsforschung, Poststrukturalistische Diskursforschung.

✉ stephanie.freide@paedagogik.uni-halle.de

Michelle Giez, M.A., Vorsitzende des soziologiemagazin e.V. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftssoziologie, Hochschulforschung, Geschlechtersoziologie.

✉ michelle.giez@soziologiemagazin.de

Felicitas Heßelmann, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Forschungssystem und Wissenschaftsdynamik des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung und am Robert K. Merton Zentrum für Wissenschaftsforschung der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftssoziologie, Devianzsoziologie, Diskursanalyse, Soziologie des Wertens und Bewertens.

✉ hesselmann@dzhw.eu

Caspar Hirschi, Prof. Dr., Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftliche Expertise, Nationalismus und Populismus, Peer Review.

✉ caspar.hirschi@unisg.ch

Daniela Holzer, Assoz.-Prof. Dr., Assoziierte Professorin am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft der Universität Graz im Arbeitsbereich Erwachsenen- und Weiterbildung. Forschungsschwerpunkte: Weiterbildungswiderstand, kritische Bildungstheorie, kritische Erwachsenenbildung, Bildungsphilosophie.

✉ daniela.holzer@uni-graz.at

Annabell Lamberth, stellvertretende Vorsitzende des soziologiemagazin e.V. Forschungsschwerpunkte: Wohnen und Wohnungslosigkeit, Gesellschaftstheorie, Diskurs- und Subjektivierungsforschung, Transdisziplinarität.

✉ annabell.lamberth@soziologiemagazin.de

Cathrin Mund, M. A., Redaktionsmitglied des soziologiemagazin e.V., Gleichstellungsbeauftragte. Forschungsschwerpunkte: Kultur- und Wissenssoziologie, Soziolinguistik, Diskurs- und Migrationsregimeforschung.

✉ cathrin.mund@soziologiemagazin.de

Simone Müller, M.A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft der Universität Graz im Arbeitsbereich Erwachsenen- und Weiterbildung. Forschungsschwerpunkte: Kritischer Posthumanismus, Bildungsphilosophie, kritische Umweltbildung, dekoloniale und ökofeministische Perspektiven.

✉ simone.mueller@uni-graz.at

Martin Reinhart, Prof. Dr., Gründungsdirektor des Robert K. Merton Zentrum für Wissenschaftsforschung am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsforschung, Soziologie des Bewertens, Evaluationsforschung, Peer Review, Wissenschaft und Gesellschaft.

✉ martin.reinhart@hu-berlin.de

Tim Roor (geb. Vetter), M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Erwachsenenbildung/Weiterbildung des Department Erziehungs- und Sozialwissenschaft der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Bibliometrie der Erwachsenenbildungsforschung, Forschung zu Organisationen der Erwachsenenbildung.

✉ t.roor@uni-koeln.de [ORCID: <https://orcid.org/0000-0003-1139-8328>]

Stefan Rundel, Dipl.-Soz., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Organisationspädagogik des Instituts für Bildungswissenschaften der Universität der Bundeswehr München. Forschungsschwerpunkte: Veränderungen der Arbeitswelt, digitales Arbeiten, dokumentarische Organisationsforschung, Verhältnis Bild und Sprache.

✉ stefan.rundel@unibw.de

Elisabeth Schäfer, Dr.*in, Wissenschaftliche Mitarbeiter*in & Stellvertretende Departmentleiter*in am Department für Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund Freud PrivatUniversität Linz. Forschungsschwerpunkte: Dekonstruktion, Queer-Feministische Philosophie, Psychoanalytische Theorie, Schreiben als künstlerische Forschung und widerständige Praxis.

✉ elisabeth.schaefer@univie.ac.at

Nina Verheyen, PD, Privatdozentin und Vertretungsprofessorin am Historischen Institut der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

✉ nina.verheyen@uni-koeln.de

ISBN 978-3-8474-3088-9



9 783847 430889

Verlag Barbara Budrich 